



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

V. Universitäts - Dozentenjahre; Wanderjahre.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

hatte übrigens auch den Unterricht in der Histologie zu vertreten; außerdem befand sich die physiologische und die anatomische Anstalt Königsbergs in einem und demselben Gebäude, und so hoffte ich Gelegenheit zu finden, mich auch in allen Zweigen der menschlichen Anatomie weiterzubilden. Ich nahm also die Stelle an mit Bewilligung meiner Eltern, die ich um so mehr erbitten mußte, als mein festes Einkommen in Königsberg nur 150 Taler jährlich betrug, ich also auf weitere Zuschüsse angewiesen war.

V. Kapitel.

Universitäts-Dozentenjahre: Wanderjahre.

1. Königsberg.

Freundliche Aufnahme in der Universität. — Förderung durch die Pathologische Anatomie. — Assistententätigkeit bei Professor v. Wittich. — Erste anatomische Vorlesung. — Erlebnisse mit Papageien; etwas über Tierpsychologie. — Eigene Erfahrungen mit Äther- und Chloroform-Narkose. — Der Anatom August Müller. — Meine Verlobung.

Anfang Mai 1862 traf ich in der alten Preußenstadt am Pregel ein. Bei schönstem Frühlingswetter, mein Auge noch an den schön blühenden Rapsfeldern weidend, hatte ich Westfalen verlassen, auf der Fahrt durch die eintönige Landschaft Westpreußens begleitete mich Schneegestöber. Im Wittichschen Hause fand ich gleich die beste Aufnahme, die im Laufe der Zeiten zu herzlicher Freundschaft führte. Mein Dienst bestand in den Vorbereitungen für die Vorlesungen, in der Sorge für das Inventarium und die Laboratoriumsbestände, in der Hilfe bei den Arbeiten v. Wittichs und denen der Laboranten. Unter diesen befand sich damals ein älterer Student, Freund des Wittichschen Hauses, Max Cohn aus Elbing, mit dem ich bald Freundschaft schloß. Das wurde eine Freundschaft fürs Leben. Albert Kayser, Joseph Koch, Leonhard Landois, Richard Hermes und Max Cohn, der später in Wiesbaden unter dem Namen Conrady einer der angesehensten Ärzte war, sind meine treuesten und besten Freunde aus der Jugendzeit geblieben, und durch die Beziehungen zu mir auch selbst einander näher gekommen: die Katholiken, der Protestant und der Jude; oft haben religiöse

Fragen den Gegenstand unserer ersten Gespräche gebildet. Alle fünf sind schon seit Jahren verstorben, zuletzt der mir zuerst bekannt gewordene Hildesheimer Joseph Koch; aber ich unterhalte mit ihren Hinterbliebenen nach wie vor den freundschaftlichen Verkehr.

Ich wurde in Königsberg bald heimisch. Es ist einer der Vorzüge dieser Stadt, daß man als neuer Ankömmling freundlich aufgenommen wird und daß, wenn das Gefallen auf Gegenseitigkeit beruht, es in Treuen bestehen bleibt. Der Verkehr in den Familien, in denen ich bald Zutritt fand, war ein äußerst angenehmer, entwickelte sich frei und ungezwungen; man merkte und wußte, daß man gern gesehen war. Besonders angenehm empfand ich es, daß ich als noch nicht zum Lehrkörper der Universität gehöriger Assistent und junger Mann bald zu den Kreisen der Ordinarien der Universität Zutritt fand. So wurde ich in einen Kegelklub aufgenommen, in welchem mehrere Universitätsprofessoren Mitglieder waren, verkehrte im Hause des damaligen Chirurgen Albrecht Wagner, in den Familien Hirsch, des inneren Klinikers, wurde Mitglied der Gesellschaft des Börsengartens und kann noch heute sagen, daß die zwei Jahre, die ich in Königsberg zubrachte, zu den angenehmsten meines Lebens gehört haben, wozu freilich das Meiste beitrug, daß ich dort glücklicher Bräutigam wurde. Dabei hat, freilich gänzlich unbeabsichtigt, mein Freund Cohn die Veranlassung gegeben. Das kam so: Wir Beide waren von der Gesellschaft junger Kaufleute in Königsberg zu einem Ball eingeladen worden, den diese Gesellschaft jeden Winter zu geben pflegte und der zu den besten Veranstaltungen dieser Art in Königsberg gerechnet wurde. Wir nahmen die Einladung an und gingen zusammen hin. Der Ball hatte schon begonnen und wir betraten einen der Nebensäle, wo sich die gerade am Tanze nicht Teilnehmenden und die älteren Familienmitglieder befanden. Da sagte Cohn, der die Gesellschaft überschaut hatte, zu mir: „Da sehe ich die Frau Geheimrat Dillenburger am Tische sitzen, sie hat mich schon gesehen; ich bin in ihrer Familie eingeführt, habe aber leider nach meiner letzten Einladung noch keinen Besuch gemacht und fühle mich in Schuld. Darf ich dich ihr vorstellen? Das lenkt ab.“ Gesagt, getan! Nichts ahnend nahm ich an der Seite meiner künftigen Schwiegermutter Platz; Cohn setzte sich zum Ge-

heimrat Dillenburger, entschuldigte seine Versäumnis und bald war eine unbefangene Unterhaltung im Gange. Kurz darauf trat die Tochter des Hauses, von ihrem Tänzer geführt, strahlend in jugendlicher Frische und Schönheit, zu ihren Eltern und mein glückliches Geschick fürs Leben war besiegelt. Ein Tanz mit der Tochter war zwar nicht mehr zu erlangen; wenn sie auf den Bällen erschien, war in den nächsten Minuten die ganze Tanzkarte vergeben. Auch hielt ich mich mit der Bitte etwa um eine Extratour zurück, weil ich das für eine erste Begegnung nicht für passend hielt, außerdem mir bewußt war, daß zwar Euterpe meine Freundin, Terpsichore (*) aber mir ungnädig gesinnt war. Doch folgte ich dem guten Rate:

„Wer sich gut mit Muttern steht,
Dem die Tochter nicht entgeht“,

und widmete meine Aufmerksamkeit vorzugsweise meiner Nachbarin. Die halbe Landsmannschaft, die zwischen den Rheinländern — Frau Dillenburger stammte aus Bonn — und Westfalen besteht, half und als ich mich empfahl, wußte ich, daß ich meine Besuchskarte mit dem Erfolg, in der Familie Zutritt zu finden, abgeben dürfte. So war es denn auch. Im Jahre darauf waren wir verlobt; aber erst zweieinhalb Jahre später hatte ich die Stellung errungen, die mir gestattete, meine Braut als Gattin in das neu zu gründende Heim einzuführen.

Unser Ehebeginn war ein schwerer, er fiel in das Kriegsjahr 1866, wo wir in Breslau, nahe dem Kriegsschauplatze, unseren Wohnsitz hatten und, im Gefolge des Krieges, eine der furchtbarsten Choleraepidemien mitzuerleben hatten, bei der ich als Pathologischer Anatom durch mehrfache tägliche Obduktionen von Choleraleichen steter Gefahr ausgesetzt war. Aber alles ging gut, obwohl in dem Hause, wo wir wohnten, zahlreiche Choleraerkrankungen mit sieben Todesfällen vorkamen. Vierundvierzig Jahre war mir die Erwählte meines Herzens treueste Gattin und beste Mutter und Erzieherin unserer Kinder. Im Jahre 1910 bereitete ein Herzschlag ihrem Leben ein gänzlich unvorhergesehenes rasches Ende. —

Meine Verlobung griff auch bestimmend in mein weiteres Schicksal ein, ebenso wie meine in Greifswald erworbene Kenntnis der Pathologischen Anatomie. Diese hatte mir auch bald in Königsberg

eine gewisse Stellung verschafft. In Königsberg war noch keine Professur für Pathologische Anatomie vorhanden. Man hatte im Bedürfnisfalle zur Untersuchung pathologischer Objekte, wie Geschwülste und anderer bei klinischen Sektionen, welche von den Assistenten gemacht wurden, gefundener, zweifelhaft gebliebener Dinge sich an v. Wittich gewendet, dem die Sache, die von Jahr zu Jahr mehr Zeit in Anspruch nahm, lästig geworden war. Es war eine seiner ersten Fragen an mich, als ich sein Assistent geworden war, ob ich mich in der Pathologischen Anatomie hinreichend bewandert fühle, um ihm diese Untersuchungen abnehmen zu können. Ich glaubte das bejahen zu dürfen. Ich gab mir Mühe, erstattete den Klinikern und Ärzten stets genaue schriftliche Berichte, demonstrierte ihnen auf Wunsch Präparate und so verging nur kurze Zeit, bis ich vollauf damit zu tun hatte. Dann wurde ich auch ersucht, klinische Obduktionen zu machen und einer Anzahl Königsberger Ärzte praktische Kurse in Pathologischer Anatomie zu halten, wobei unter Anderen auch der Ordinarius der Chirurgie, Wagner, mein eifriger Hörer war. Damals kam auch die Trichinenschau auf, die mir übertragen wurde. Dieses alles brachte mir bald eine willkommene Ergänzung zu meinem bescheidenen Gehalte, so daß ich zu meiner größten Freude meinen Eltern schreiben konnte, ich sei in der Lage, ihrer Unterstützung nicht mehr zu bedürfen. Daneben förderte ich aber meine anatomischen Kenntnisse durch pflichtmäßige Beschäftigung mit der Gewebelehre und mikroskopischen Anatomie sowie mit der beschreibenden Anatomie durch die nachbarlichen Beziehungen, die sich mit Professor August Müller, dem damaligen Leiter der Anatomischen Anstalt und dessen Prosektor Friedrich Goltz, meinem späteren Kollegen in Straßburg, entwickelten. Goltz und ich hätten gern getauscht, denn Goltz zielte auf die Physiologie und ich auf die Anatomie. Es ließ sich das aber aus materiellen Gründen nicht machen, weil Goltz auf sein auskömmliches Prosektorgehalt angewiesen war. Ich komme auf Beide noch zurück. Auch die Beschäftigung mit der mikroskopischen Anatomie gab mir einige Mittel, indem ich Kurse für die Studierenden geben durfte. Meine erste Vorlesung in diesem Fache und erste akademische Vorlesung überhaupt, entsprach genau dem alten Satze:
„Tres faciunt Collegium!“

Ich hatte drei Zuhörer; unter diesen befand sich Oskar Liebreich, mein späterer Berliner Kollege.

So ließ sich alles gut an in Königsberg, bis auf den Umstand, daß damals der streng protestantische Charakter der Universität noch aufrecht erhalten wurde, dem zufolge keine Dozenten anderer Bekenntnisse zugelassen werden durften. Ich, als Katholik, konnte dort also nicht weiterkommen. Da kam mir meine Verlobung zu Hilfe. Mein Schwiegervater, Provinzialschulrat für die katholischen höheren Lehranstalten Ost- und Westpreußens, hatte sich selbstverständlich auch um mein Vorwärtskommen gekümmert und bei seinem früheren Schüler, dem Professor theologiae Reinkens in Breslau, dem späteren ersten altkatholischen Bischofe, angefragt, ob ich etwa in Breslau eine Stellung finden könne. Da war mir wieder das Glück günstig. Reinkens sprach darüber mit dem ihm gut bekannten Physiologen Heidenhain, bei dem gerade eine Assistentenstelle frei geworden war. Dieser, dem ich dem Namen nach, da ich inzwischen einiges veröffentlicht hatte, nicht unbekannt war, war gern bereit, mich zu übernehmen und auch zu vermitteln, daß mich die Fakultät zur Habilitation als Privatdozent zuließ. So kam ich denn im Frühjahr 1864 nach Breslau.

Ehe ich von meinen dortigen Wanderjahren erzähle, mag noch einiges aus Königsberg hier Platz finden. Ich wohnte bei einer älteren Dame, Fräulein Kriele, einer Freundin des Wittichschen Hauses, die mütterlich für mich sorgte. So wohl ich bei ihr und ihrer Dienerin gelitten war, so verhaßt war ich bei dem Dritten im Bunde, einem Papagei, den sie seit vielen Jahren besaß. Zur Charakteristik dieser merkwürdigen Vögel mag hier das zwischen uns bestehende feindselige Verhältnis, das mich viel mit Versuchen, es zu begreifen, beschäftigt hat, kurz besprochen sein. Jedenfalls war es völlig einseitig, denn sowohl Fräulein Kriele, wie ich, bemühten uns, das Tier in freundlichere Gesinnung gegen mich zu bringen. Die Abneigung des Papageien gegen mich bestand vom ersten Augenblick an, als er mich sah. Oft habe ich versucht, ihn durch Darreichung seiner Lieblingsleckereien zu versöhnen, er nahm nichts von meiner Hand. Morgens pflegte ich das Frühstück im Zimmer der Dame mit ihr zusammen einzunehmen. Sie setzte dann den Vogel auf den Tisch und reichte ihm von den ihm angenehmen und zuträglichen Sachen, die

er aus ihrer Hand nahm. Dabei hielt er sich stets in respektvoller Entfernung von mir. Versuchte ich ihm etwas zu reichen, so wich er zurück, hackte auch wohl nach meiner Hand oder schrie mich böse an. Fräulein Kriele zeigte ihm öfter ein Stück Zucker und wenn er sich näherte, um es zu nehmen, gab sie es mir, daß ich es ihm reichen möchte; er nahm es aber niemals von mir an, selbst wenn ich es auf den Tisch legte, rührte er es nicht an. Da mußte Fräulein Kriele einmal auf vier Wochen verreisen; sie empfahl mir, für den Vogel zu sorgen, was ich auch sehr gern übernahm, neugierig, zu sehen, wie er sich nun benehmen würde. Am andern Morgen war der Frühstückstisch, wie gewöhnlich, hergerichtet. Ich stellte den Vogelkäfig, so wie es Fräulein Kriele machte, auf den Tisch und öffnete ihn. Der Papagei kam nicht heraus, solange ich in der Nähe blieb; erst als ich mich auf meinen gewohnten Platz setzte, kam er heraus, hielt sich aber möglichst von mir fern. Wenn ich ihm etwas reichen wollte, wich er zurück, hackte aber nicht nach mir und schrie mich auch nicht an. Wenn ich nun den Bissen in der Nähe des Käfigs auf den Tisch legte und mich wieder auf meinen Platz begeben hatte, nahm er ihn. Auf diese Weise versuchte ich es jeden Tag ein paarmal, ihn den Bissen aus meiner Hand nehmen zu lassen, in der Erwartung, daß er endlich einsehen würde, ich wolle nur Gutes, aber vergebens. Das Tier nahm sein Futter entweder nur im Bauer oder vom Tische, wenn ich mich fern hielt. Er nahm es aber jetzt in Abwesenheit seiner Herrin, obwohl ich es in der Hand gehalten hatte, was er früher nicht tat. Fräulein Kriele kam an einem Abend von ihrer Reise zurück und ich begrüßte sie erst am anderen Morgen. Der Vogel befand sich in Freiheit auf dem Fußboden des Zimmers. Sobald ich eintrat, fuhr er schreiend auf mich los und biß wütend in meine Stiefel, so daß Fräulein Kriele ihn fortnehmen mußte. Ich konnte mir diese Wutäußerung nur so deuten, daß das Tier mir zeigen wollte, es habe so lange zwangsweise sich mir, dem Verhassten, fügen müssen, jetzt sei seine Schützerin wieder da, jetzt lasse er mich das büßen. Ob ich damit in das Papageienherz den richtigen Einblick getan habe? Immerhin scheint mir das bis zur äußersten Folgerichtigkeit gehende Verhalten des Tieres sehr bemerkenswert.

Noch ein anderer Papagei, den ich später in Berlin selbst besaß und der mir keineswegs feindselig war, spielte mir dennoch einst

sehr übel mit. Ich hatte eines Abends einige Herren bei mir zu Gast geladen und wir waren nach Tisch noch bei einem Glase Wein in dem Zimmer zusammen, in welchem der Papagei, ein vorzüglicher Sprecher, in seinem Bauer sich befand. Ich erzählte meinen Gästen eine längere Geschichte. Als ich geendet hatte, ertönte aus der Ecke, wo der Papagei in seinem Bauer saß, laut mit klarster Deutlichkeit das Wort „Quatschkopf“! Ich hatte meine Zensur weg und für allgemeinste Heiterkeit war gesorgt.

Ungeachtet dieser beiden üblen Erfahrungen sind mir die Papageien immer sehr gern gesehene, merkwürdige Geschöpfe gewesen. Ihr Zentralnervensystem ist ja mehrfach untersucht worden, verdiente aber noch weitere Erforschung, namentlich mit Rücksicht auf die Verbindung zwischen ihren Gehörnerven und der Innervation ihrer lautgebenden Organe. Es ist erstaunlich, wie genau sie verschiedene Laute nach ihrer Klangfärbung wiedergeben können. Der Papagei, den ich besaß, war ein grauer und war wie erwähnt, ein selten guter Sprecher. Ich erhielt ihn als junges Tier, welches damals, als es in meinen Besitz kam, noch kein Wort sprach. Wir gaben uns keine Mühe ihm Worte beizubringen, er ahmte alle Laute ohne weitere Anregung nach, bellte wie ein kleiner Hund, den wir hatten, so getreu, daß dieser, als der Vogel es zum ersten Male tat, sich erstaunt aufrichtete und den Vogel wieder anbellte. Wir selbst wurden oft getäuscht und wußten im Augenblick nicht, ob es der Vogel oder der Hund war, der bellte. Wessen Sprache er in einem Wort nachahmte, war sofort zu erkennen. Es war geradezu erstaunlich, wie vielerlei Klangfarben er in seinem Besitz hatte. Immerhin hat auch die Abneigung und Zuneigung, die diese Tiere verschiedenen Personen gegenüber zeigen und meist dauernd behalten, ein hohes Interesse.

In der Nachbarschaft des Hauses in Königsberg, wo ich Unterkunft gefunden hatte, wurde es nach und nach bekannt, daß dort ein junger Doktor wohne und so wurde ich denn verschiedene Male zu Fällen, wo eilige Hilfe erforderlich schien, zu Kranken gerufen. Es handelte sich meist um Kinder ärmerer Familien. Ich habe mich stets verpflichtet gefühlt, in solchen Fällen zu folgen. Als einziges Honorar habe ich dafür aber nur eine Ansteckung mit der Krätze erhalten, wodurch natürlich meine ohnehin geringe Neigung, mich mit der ärztlichen Praxis zu beschäftigen, nicht gefördert wurde.

Aus meiner Laboratoriumstätigkeit möchte ich noch einen Fall berichten, der mich in Bekanntschaft mit einem Ätherrausch brachte. Ich hatte an einer Katze zur Vornahme eines Versuches einen Nerv freizulegen, betäubte das Tier mit Äther und legte ihm, damit es während der Operation betäubt blieb, einen mit Äther getränkten Schwamm auf die Nase, beugte mich über den Kopf des Tieres und begann den Nerv freizupräparieren. Dabei atmete ich, ohne besonders darauf zu achten, fortwährend die Ätherdämpfe aus dem Schwamm ein. Mit einem Male verlor ich, ohne vorher von beginnender Betäubung irgend etwas gemerkt zu haben, das Bewußtsein und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einer Fensterbank vor dem geöffneten Fenster liegen und v. Wittich, im Verein mit dem bekannten Ophthalmologen Julius Jacobson, bemüht, mich durch künstliche Atembewegungen wieder zum Erwachen zu bringen. v. Wittich berichtete mir, er habe im Nebenzimmer, wo er sich befand, plötzlich ein lautes Gepolter gehört, sei ins Laborantenzimmer geeilt und habe mich da, anscheinend leblos auf dem Boden liegend gefunden; er habe mich mit Hilfe des Laboratoriumsdieners zum geöffneten Fenster gebracht und Jacobson, den er gerade vor der Tür seiner gegenüberliegenden Klinik stehen sah, zur Hilfe herangerufen. Ich fühlte mich nach dem Erwachen völlig wohl, dankte den Herren und machte mich sofort daran, die Operation an der Katze zu beenden, den Schwamm nahm ich jedoch weg. Mir erscheint diese selbst erlebte Narkose bemerkenswert, weil sie so ohne jede Vorempfindung eintrat, wie es ein gesunder Schlaf tut und wie ich mir denke, daß der Normaltod eintritt. Auch daß nachher nicht die mindeste Störung in meinem Befinden sich zeigte, so daß ich sofort die alle Aufmerksamkeit und sichere Messerführung erfordernde Freilegung des Nerven beenden konnte, ist bemerkenswert. Ich führe diesen Fall auch deshalb an, weil er mir die Verschiedenheit zeigt, die bei ein und derselben Persönlichkeit durch verschiedene Narkotika bewirkt wird. In Berlin fragte mich der Assistent der Jüngkenschens Klinik, an den ich mich wendete, um mir einen Zahn ziehen zu lassen, ob ich mich dazu chloroformieren lassen wolle. Ich bejahte, weil ich als angehender Mediziner selbst gern an mir erfahren wollte, wie eine Chloroformnarkose sich gestalte. Dabei merkte ich ganz deutlich vor dem Eintritt der Bewußtlosigkeit

starkes Ohrensausen und allmählichen Rückgang des Sehvermögens, wovon beim Eintritt der Äthernarkose nicht das Geringste zu spüren war. Nach der Chloroformnarkose hatte ich mich mehrere Stunden mit Kopfschmerzen und sehr unbehaglichem Allgemeinbefinden herumzuplagen. Woran lag nun diese Verschiedenheit? War es der Umstand, daß ich den Äther ganz allmählich, mit viel Luft vermischt, eingeatmet hatte, während ich das Chloroform gleich mit vollen Zügen einsog? War es eine persönliche Note, die mich den Ätherrausch leichter ertragen ließ, als den Chloroformrausch? War vielleicht das Chloroform nicht rein? Das Letztere ist wohl auszuschließen, da es das in der Klinik gebrauchte und sicher erprobte Chloroform war. Ich meine, daß die Mitteilung dieser eigenen Erfahrungen nicht wertlos sei, und habe sie deshalb hier angeführt.

Ich füllte in Königsberg auch noch eine Lücke meines Wissens oder vielmehr Könnens aus, indem ich bei Professor Werther an einem praktisch-chemischen Kursus teilnahm, sowie den berühmten anatomischen Paukkursus bei dem Anatomen August Müller hörte. Müller war in Berlin Privatdozent und Assistent am Anatomischen Institut gewesen und war dort durch seinen Repetitionskursus der Anatomie für Prüfungskandidaten, der den größten Beifall fand, unter dem Namen „Paukmüller“ sehr bekannt geworden. Den Ruf nach Königsberg brachte ihm jedoch wohl seine mit Recht berühmte Entdeckung der Metamorphose der Neunaugen. Ich wollte doch, als angehender Anatom, nichts versäumen, was mich für diesen Beruf fördern konnte. Ich muß gestehen, daß Müller zwar seinen Kursus sehr gut gab, daß ich jedoch nichts Besonderes darin finden konnte. Müller war ein origineller Mann, mit manchen Eigenheiten und witzigen, treffenden Einfällen. So hielt er in seinem Privatzimmer zwei Krokodile, die er sich als junge Tiere beschafft hatte und mit denen er sich täglich beschäftigte; er trug sie, auch als sie so groß geworden waren, daß er sie kaum noch tragen konnte, in seinen Armen im Zimmer umher und hatte seinen Spaß daran, wenn Jemand ins Zimmer trat und von diesem Anblick erschreckt wurde. Einige andere Tierversuche, außer dieser Krokodilzähmung, machte er mit einem jungen Bären, um, wie er meinte, damit dessen Intelligenz zu prüfen. Einmal setzte er ihm der Reihe nach die Speisen eines üppigen Mahles vor, indem er annahm, wenn ein Tier daran, ebenso

wie der Mensch, Gefallen fände, so sei das für das Tier als ein Beweis von einer gewissen Kulturfähigkeit anzusehen. Petz bestand diese Probe glänzend, indem er nicht nur alle Delikatessen mit dem größten Appetite verzehrte, sondern auch die dargereichten Schnäpse nicht verschmähte. Dagegen fiel er bei einer zweiten Probe durch. Professor Müller ging von der richtigen Annahme aus, daß der Gebrauch irgendeines Gegenstandes als Werkzeug zur Erreichung eines Zieles auf eine Überlegung, also auf eine höhere Intelligenz desjenigen Geschöpfes, welches sich eines solchen Werkzeuges bediene, schließen lasse. Man erzählt solche Beispiele unter anderen von Elefanten. Sicher sind sie in überraschender Art festgestellt bei den auf der Anthropoiden-Station in Teneriffa¹ (einer Gründung der Preussischen Akademie der Wissenschaften) beobachteten Schimpansen. Man richtet ja diese Tiere ab mit Messer und Gabel zu essen; das aber ist Dressur und kein Beweis von höherer Intelligenz. Als solchen kann man jedoch wohl folgende Beobachtung gelten lassen: Einem in einen Käfig eingeschlossenen Schimpansen wurde eine Banane in einer gewissen Entfernung vor den Käfig niedergelegt. In dem Käfig befand sich ein längerer und ein kürzerer Stab, der kürzere konnte auf den längeren gesteckt werden, so daß dieser dadurch noch verlängert wurde. Diese beiden Stäbe befanden sich weit von einander entfernt an unauffälligen Stellen in dem Käfige, ehe der Schimpanse hineingebracht wurde. Als nun das Tier die Banane bemerkte, suchte es sie mit seinen Armen, die es durch die Gitterstäbe des Käfigs steckte, zu erreichen, und zwar in wiederholten Versuchen mit aller Anstrengung. Als das nicht glückte und das Tier mißmutig eine Zeitlang die Banane angestarrt hatte, fiel sein Auge auf den längeren Stab. Sofort bemächtigte es sich dieses Stabes, steckte ihn durch das Gitter und suchte so die Frucht zu erreichen. Auch das gelang nicht, die Banane lag zu weit ab. Nach mehreren vergeblichen Versuchen nahm der Schimpanse den Stab zurück und griff nach dem kleineren Stabe, hielt ihn an den größeren, wobei er offenbar bemerkte, daß der kleinere Stab auf den größeren aufgesteckt werden konnte. Er tat dies sofort und holte sich nun mit dem verlängerten Stabe die Banane heran. In diesem Verhalten liegt doch offenbar eine Überlegung.

¹ S. darüber Weiteres im Kapitel „Akademie der Wissenschaften“.

Der Bär, den August Müller prüfte, zeigte eine solche Überlegung nicht. Er bemühte sich wieder und wieder, an einer Wand sich emporreckend und streckend, ein Stück Fleisch zu erreichen, welches für seine Reichweite zu hoch an der Wand aufgehängt war, vergebens. Den nahe dabei liegenden Holzklotz, der ihm leicht zum Ziele verholfen hätte, sah er wohl, schob ihn aber, was für ihn doch ein leichtes gewesen wäre, nicht heran. Nun bemerkte übrigens Professor Goltz, der dieser Prüfung beiwohnte, daß sie nicht entscheidend zu Gunsten der Intelligenz des Tieres hätte ausfallen können, selbst wenn es mit Hilfe des Klotzes das Fleischstück erreicht hätte. Da der Klotz absichtlich in größere Nähe der Stelle, wo er zur Erreichung des Stückes hätte hingeschafft werden müssen, gelegt worden war, so hätte er leicht bei den ungestümen Bewegungen des Bären unabsichtlich dorthin verschoben werden können, und man hätte bezüglich des Rückschlusses auf die Intelligenz des Tieres im Zweifel bleiben können. Der mitgeteilte Versuch beim Schimpansen scheint mir jedoch einwandfrei.

Es sei hier noch eine originelle Äußerung August Müllers mitgeteilt, die ihn als in anatomischen Dingen lebend und webend charakterisiert. Bald nach seinem Eintreffen in Königsberg luden ihn die Königsberger Kollegen zu einem Ausfluge nach der Samländischen Küste ein, um ihm die landschaftlichen Schönheiten seiner neuen Heimat zu zeigen. Die Küste bietet in der Tat bei den Orten Rauschen, Neukuhren und Warnicken, wo eine bewaldete Hügellandschaft an das Meer in einfachen, felsfreien Formen herantritt, viel Hübsches und Anmutendes. Die Kollegen machten Müller auf die Schönheiten des landschaftlichen Bildes aufmerksam und fragten ihn, ob er das nicht schön finde? Er betrachtete längere Zeit das sich Bietende und sagte dann: „Ja, alles schön, so weit das in Weichteilen geleistet werden kann.“

Die medizinische Fakultät in Königsberg besaß damals keine besonders hervorragende Kraft; das meiste Ansehen genossen Wagner, der Chirurg und v. Wittich, beides vornehme Naturen. Im physiologischen Laboratorium war v. Wittich sehr tätig und stets bemüht, zu Arbeiten anzuregen. Damals arbeiteten bei ihm der spätere Vertreter der Staatsarzneikunde in Berlin, Skrzeczka, der Pathologe Heinrich Jacobson, später angesehener Arzt und

Professor an der Universität Berlin, der Physiologe Grünhagen und mehrere Studierende für ihre Dissertationen, darunter auch Freund Max Cohn. Es herrschte ein reger wissenschaftlicher Verkehr, der zugleich durch die Art, wie v. Wittich sich dabei gab sich zu einem angenehmen gestaltete. Bald nach meinem Abgange kamen drei jüngere Kräfte ersten Ranges zur Königsberger Fakultät hinzu, der Pathologe Friedrich v. Recklinghausen, der Gynäkologe Otto Spiegelberg, dessen erste Bekanntschaft ich, wie erwähnt, in Göttingen gemacht hatte und der Kliniker Ernst Leyden, die ich bei meinen Besuchen von Breslau aus noch in Königsberg näher kennen lernte. Mit allen dreien sollte mich mein weiterer Lebensgang in dauernde mir förderliche und liebe Verbindung bringen.

2. Breslau.

Assistententätigkeit bei Rudolf Heidenhain. — Der Anatom K. L. Barkow. — Weitere Förderung durch die Pathologische Anatomie; in drei Jahren vom Privatdozenten zum Professor ordinarius. — Tätigkeit als Pathologischer Anatom; bakteriologische Pläne. — Vergleichend anatomische Studien in Triest und Neapel. — Erste Bekanntschaft mit Rudolf Virchow; 4 Wochen im Berliner Pathologischen Institute; Julius Cohnheim, Willy Kühne. — Berufung nach Straßburg.

Im Frühjahr 1864 traf ich in Breslau ein, auf dem Wege von der Weser und Leine zum Meere, von da zur Spree und weiter gen Osten zum Pregel und wieder mehr westlich zur Oder. In der Familie meines neuen Amtshauptes Rudolf Heidenhain fand ich dieselbe freundliche Aufnahme, wie bei v. Wittich. Heidenhains junge Gattin, eine anmutige Erscheinung, war die Tochter des Physiologen Alfred Wilhelm Volkmann in Halle a. S., deren Bruder, den berühmten Chirurgen Richard Volkmann, ich bei seinen Besuchen in Breslau auch kennen lernte. Ich hatte für die Assistenz bei dem physikalischen und biologischen Teile der Vorlesungen und im Laboratorium zu sorgen, sowie bei den mikroskopischen Übungskursen mitzuwirken, während für die physiologisch-chemischen Teile des Unterrichts Lothar Meyer als Assistent angestellt war. Meyer war habilitiert und hielt auch die Vorlesungen über Physiologische Chemie.

Mein Arbeitsfeld sollte sich nun aber bald vergrößern und wieder durch die Pathologische Anatomie. Gerade wie in Königsberg war

auch der Vertreter der Gewebelehre und mikroskopischen Anatomie in Breslau, Heidenhain, vielfach durch die mikroskopische Untersuchung pathologischer Produkte in Anspruch genommen. Er übertrug mir gleich diese Untersuchungen und binnen kurzem hatte ich, da ich mich, wie in Königsberg, der Sache annahm und den Ärzten eingehende Berichte lieferte, genug zu tun. Man forderte mich auch bald zur Vornahme von Obduktionen in mehreren Krankenhäusern auf, sowie zu pathologisch-anatomischen Kursen seitens der Breslauer Ärzte, von denen viele, ebenso wie in Königsberg, während ihrer Studienzeit keine Gelegenheit gehabt hatten, sich in der Pathologischen Anatomie auszubilden. So gewann ich nun auch selbst mehr und mehr Sicherheit in dieser Disziplin, so daß ich es wagen durfte, darin ein Lehramt zu übernehmen. Immer blieb mir aber als Ziel die normale Anatomie unverrückt vor Augen und ich bewarb mich bald nach meiner Ankunft in Breslau um die Zulassung zur Habilitation für normale Anatomie und Physiologie. Die Physiologie fügte ich aus einem gewissen, ich möchte sagen, Anstandsgeföhle hinzu, da ich doch Assistent an einem Physiologischen Institut war. Heidenhain hatte auch nichts dagegen, da er sich bei meiner Tätigkeit als Assistent überzeugt hatte, daß ich auch in der Physiologie hinreichend bewandert und imstande war, Vorlesungen darüber zu halten. Er war einmal durch Unpäßlichkeit einige Tage verhindert gewesen, seine Vorlesungen zu halten und beauftragte mich, da er die Stunden nicht gern ausfallen lassen mochte, ihn zu vertreten. Er hatte sein Privat-Arbeitszimmer dicht neben dem Hörsaal, durch eine Tür mit diesem verbunden und hatte sich seine Ruhestätte in dem Arbeitszimmer bereiten lassen, so daß er meiner Vorlesung folgen konnte. Er war von dem Ausfalle derselben völlig befriedigt und sagte mir seine Zustimmung zur Habilitation auch für Physiologie zu. So konnte ich dann meine Habilitation noch im Laufe des Jahres 1864 bewerkstelligen. Da ich nun für Pathologische Anatomie bald mehr und mehr in Anspruch genommen wurde, so fragte ich bei der Fakultät an, ob man mir gestatten wolle, auch Kurse in der Pathologischen Anatomie für Studierende anzukündigen. Das wurde mir erlaubt, aber mit der Bemerkung, daß ich daraus kein Recht auf Vertretung der Pathologischen Anatomie ableiten dürfe. Die Fakultät habe bereits Dr. Klebs in Berlin als Patho-

logischen Anatomen für Breslau beim Ministerium in Vorschlag gebracht. Da kam denn Klebs zum zweiten Male, diesmal allerdings unfreiwillig, dazu, in mein Geschick einzugreifen. Ich hatte gar nicht die Absicht gehabt, mit der Bitte um die Erlaubnis pathologische Kurse geben zu dürfen, auf einem Schleichwege zu einer Professur für Pathologische Anatomie zu gelangen; es war mir nur darum zu tun, ein Kolleg zustande zu bringen. Die Aussichten dazu waren in der Anatomie und Physiologie sehr gering. Der damalige Breslauer Anatom, der alte Hans Karl Leopold Barkow, hatte meine Habilitation nur ungern gesehen; er erblickte in mir, vollkommen unbegründet, einen Rivalen, der danach strebe, ihn von seinem Lehrstuhle zu verdrängen. Auf meine Bitte, mir für eine anatomische Vorlesung, die gar nicht in sein Gebiet hineinfiel, etwas Material, und zwar solches, welches bereits bearbeitet worden und zur Beerdigung bestimmt sei, zu überlassen, hatte er ablehnend mit der komisch klingenden Bemerkung geantwortet, er könne die Verhältnisse der Anatomie nicht verwirren. So gab ich es denn auf, so sehr ich dessen auch bedurfte, im Gebiete der deskriptiven Anatomie weiter zu arbeiten. Daß der Grund der ablehnenden Stellung, die Barkow mir gegenüber einnahm und dauernd festhielt, tatsächlich der war, den ich angegeben habe, geht klar daraus hervor, daß er von dem Augenblick an, da ich den Ruf nach Straßburg als Anatom erhielt, wie umgewandelt war. Als ich ihm damals meinen Abschiedsbesuch machte, empfing er mich aufs freundlichste, sagte, daß ich doch noch seine Sammlung kennen lernen müsse und führte mich hinein, zeigte mir die Präparate, die er gesammelt und zum Teil selbst hergestellt hatte, fragte mich um meine Meinung über diese und jene und schenkte mir beim Abschiede — wir waren mehrere Stunden zusammengewesen — seine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift und bat um die meinige. Ich hatte dem alten Herrn, der als Sonderling bekannt war, seine früheren Unfreundlichkeiten nicht nachgetragen, nahm seine Führung im Museum gänzlich unbefangen als selbstverständlich an, schied von ihm mit freundlichem Händedruck und schickte ihm auch mein Bildnis, sowie später meine Veröffentlichungen, empfing auch noch die seinigen. Er lebte nur noch einige Jahre. Er hatte allerdings richtig vorgeahnt, als er in mir seinen Nachfolger erblickte, denn ich erhielt nach seinem Tode die

offizielle Anfrage von der Breslauer Fakultät, ob ich einen Ruf nach Breslau als Anatom annehmen würde. Da ich erst so kurze Zeit in Straßburg war, antwortete ich ablehnend. Die Fakultät wollte mich in erster Stelle vorschlagen.

Wie nun Klebs dazu kam, unfreiwillig in mein Schicksal zum zweiten Male einzugreifen, sei jetzt erzählt. Ich hatte schon in Königsberg angefangen pathologisch-anatomische Veröffentlichungen herauszugeben und dies in Breslau fortgesetzt, hatte auch einige Dissertationen von Schülern angeregt und beeinflußt. So war ich einigermaßen als Pathologe bekannt geworden. Da schrieb mir mein Greifswalder klinischer Lehrer Niemeyer aus Tübingen, die dortige medizinische Fakultät wünsche mich als Extraordinarius für pathologische Anatomie vorzuschlagen. Er wisse zwar, daß ich beabsichtige, in den Beruf eines Normalanatomens hineinzukommen, glaube aber aus meinen Veröffentlichungen schließen zu dürfen, daß mir die Pathologische Anatomie auch recht sein werde. Ich möge mich erklären; falls ich kommen wolle, wäre meine Berufung sicher. Ich ging mit dem Briefe zu Heidenhain als meinem Institutsleiter und bat um seinen Rat. Heidenhain sagte mir, wenn ich hinreichendes Interesse für Pathologische Anatomie habe, so wolle er mir nicht abraten, auch in dieser Disziplin das, was sich mir darböte, zu ergreifen; ich möge jedoch mit meiner Antwort an Niemeyer nicht zu eilig sein, denn, wenn man mich in Tübingen als Pathologischen Anatomen gebrauchen könne, gehe das vielleicht auch in Breslau. Gerade vor wenig Tagen sei eine Absage von Klebs eingelaufen. Dieser sei schon vor dem Breslauer Vorschlage von Bern vorgeschlagen gewesen und da man sich im preußischen Kultusministerium etwas lange besonnen habe, ihn zu berufen, habe er für Bern angenommen. So sei man in Breslau wieder frei. Er, Heidenhain, wolle sofort eine Fakultätssitzung beantragen und dort den Antrag stellen, daß die Fakultät mich, nachdem Klebs abgelehnt habe, als Extraordinarius für Pathologische Anatomie vorschlagen möge. Das geschah; am dritten Tage konnte mir Heidenhain die Mitteilung machen, daß die Fakultät mich einstimmig vorgeschlagen habe und in Berlin um schleunige Erledigung der Sache sofort nachsuchen werde. Ich entschied mich für Breslau. Ein Pathologisches Institut hatte ich weder in Breslau noch in Tübingen, das mußte erst geschaffen werden;

aber in Breslau wartete meiner ein ungleich größeres und mannigfaltigeres Material, als in Tübingen. Breslau hat nächst Berlin das reichste und vielseitigste pathologische Material in Deutschland. Dazu kam, daß für die Pathologische Anatomie in Preußen überall Ordinariate in Aussicht standen, während das in Tübingen noch in weiterer Ferne zu liegen schien. Ich durfte somit hoffen, mir in Breslau bald ein eigenes Heim gründen zu können. Ich schrieb also meinem lieben Lehrer Niemeyer mit aufrichtigem Danke dafür, daß er sich meiner in so treuer Weise erinnert habe und mit Angabe der Gründe, weshalb ich Breslau vorziehe, ab. Er erkannte in seinem Antwortschreiben meine Gründe vollauf an, beglückwünschte mich zu der günstigen Wendung meines Geschicks und ebenso sich, daß er dazu habe beitragen können. Wir Beide blieben stets in bestem Einvernehmen; leider hat ihn der Tod früh hinweggerafft.

Durch Ministerialerlaß vom 23. September 1865 erhielt ich meine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Pathologischen Anatomie in Breslau und zum Direktor des zu begründenden Pathologischen Instituts. Mir wurde ein Gehalt bewilligt, wie es damals üblich war und welches gestattete, mit etwas Mut und Einschränkung eine Familie zu gründen. Ich erhielt ferner Mittel zu sachlichen Ausgaben und zur Anstellung eines Dieners. Im Herbst 1865 begann ich meine Tätigkeit.

Die Herbstferien 1865 brachte ich als glücklicher Bräutigam mit der gesicherten Aussicht, die Braut bald heimführen zu können, bei meinen Schwiegereltern in Königsberg zu. Dorthin war inzwischen v. Recklinghausen berufen worden und hatte als Institut die frühere chirurgische Klinik, die ihrer Zeit von den Studierenden die „Eiterbeule“ benannt wurde, erhalten. Recklinghausen wollte die Ferien gern verreisen und übertrug mir während dieser Zeit die Verwaltung seines Instituts. So hatte ich denn, was mir sehr angenehm war, in dieser Zeit eine mir zusagende Tätigkeit an der Stätte meiner früheren Wirksamkeit und gewann Recklinghausens Freundschaft. Wir konnten damals nicht ahnen, daß wir in wenigen Jahren einander so nahe kommen würden. Für meine Berufung nach Straßburg ist mir die in Königsberg damals eingeleitete freundschaftliche Beziehung zu Recklinghausen sehr förderlich gewesen.

Es galt nun in Breslau ein Pathologisches Institut zu gründen.

Im großen Allerheiligen-Hospital hatte der spätere Göttinger Kliniker Ebstein die Obduktionen der städtischen Krankenabteilungen auszuführen. Die beiden dort untergebrachten Kliniken, die innere unter Lebert und die chirurgische unter Middeldorpf, hatten bisher ihre Obduktionen durch ihre Assistenten machen lassen. Ebstein, der in mir einen Rivalen sah, verhielt sich ablehnend gegen mich, so daß ich keine Aussicht hatte, in dem großen Allerheiligen-Hospital unterzukommen. Da bot mir ein Breslauer praktischer Arzt, Dr. Long, der sich für Anatomie und Pathologische Anatomie interessierte, in seinem Hause in der Vorwerkstraße den ersten Stock mit sechs Zimmern als Instituts-Ersatz an. Manche rieten ihm ab; sie sagten, seine übrigen Mieter würden ihm kündigen, wenn sie erführen, daß dort ein solches Institut mit Arbeiten an menschlichem Leichenmaterial untergebracht würde. Glücklicherweise ist das nicht eingetroffen. Selbstverständlich konnte ich keine Leichen dorthin verbringen und obduzieren lassen. Mein Diener Höhdorf, mit dessen Anstellung — er war mir von Dr. Long empfohlen worden — ich großes Glück hatte, brachte in einem kleinen Blechkoffer die zur genaueren Untersuchung und für die Demonstrationskurse gewonnenen Leichenteile dorthin, und schaffte die, welche nicht als Sammlungsstücke aufbewahrt werden sollten, auf demselben Wege wieder fort. Das nötige Instrumentarium und das Mobiliar wurde beschafft und zu Anfang des Jahres 1866 konnte dort der Unterricht beginnen und ist dort bis zu meiner Berufung nach Straßburg fortgesetzt worden. Bevor dieses vielleicht eigentümlichste Pathologische Institut in einem Privathause aber eingerichtet war, mußte ich mich mit einer theoretischen Vorlesung und einigen Demonstrationen im Anschlusse an die Vorlesung begnügen. Dazu gewährte mir der Zoologe Grube in seinem Hörsaale im Universitätsgebäude Unterkunft. Höhdorf brachte in seinem Köfferchen die bei etwaigen Obduktionen als geeignet befundenen Leichenteile dorthin und nach der Vorlesung wieder an den Ort zurück, woher er sie genommen hatte, damit sie mit der zugehörigen Leiche beerdigt würden. Für meine Privatarbeiten hatte mir für dieses Interregnum Heidenhain einen Platz in seinem Institute belassen. Später fanden Vorlesungen, Demonstrationen, eigene und Laboranten- und Assistenten-Arbeiten im Longschen Hause statt.

Selbstverständlich setzte ich in dieser Zeit meine Bemühungen eifrigst fort, ein geeignetes Haus entweder anzukaufen oder einen passenden Bauplatz zu finden, worauf ein Neubau errichtet werden könnte. Dabei wurde ich vom damaligen Oberpräsidenten v. Schleinitz bestens unterstützt; es gelang aber erst 1871, ein passendes Haus zu finden. Es ist mir aber nicht mehr zu Gute gekommen, sondern meinem Nachfolger Julius Cohnheim, da ich bereits 1872 nach Straßburg übersiedelte.

Auch in anderer Beziehung wurde es mir nicht leicht gemacht, den pathologischen Unterricht ganz in meine Hand zu bekommen. Die für diesen Unterricht wichtigsten Obduktionen, die der inneren Klinik, wurden mir nicht übertragen. Lebert sagte mir nach meiner Ernennung, er habe als früherer Pathologischer Anatom in Paris die Gepflogenheit beibehalten, die klinischen Sektionen selbst zu machen oder unter seiner Aufsicht von seinen Assistenten machen zu lassen. Davon möge er auch nach der Ernennung eines eigenen Pathologischen Anatomen nicht abgehen; ich möge das nicht als Inkollektialität oder Mangel an Vertrauen auffassen. Nun, ich hatte nur gute Miene dazu zu machen, beurteilte die Sache jedoch so wie sie lag: mein Kollege wollte sich nicht gern von einem ihm nicht genauer bekannten Dritten in seine klinischen Karten gucken lassen. Er wollte sich erst überzeugen, wie ich mein Amt als Obduzent auffaßte. Als er nach etwa 2 Jahren sich hinreichend überzeugt hatte, daß ich mich nicht als Kritiker der behandelnden Ärzte zeigte, sondern als rein objektiver Feststeller des Tatbestandes, daß ich auf Wunsch gern ihr Berater war und die von ihnen verlangten Untersuchungen stets bereitwilligst ausführte, da ließ er mich eines Tages bitten, die Obduktion eines in seiner Klinik Verstorbenen vorzunehmen mit der Begründung, es handle sich seiner Meinung nach um einen besonders schwierig zu beurteilenden Fall. Dies geschah und von da ab machte ich auch alle Obduktionen der inneren Klinik. Middeldorpf und Spiegelberg, der inzwischen nach Breslau berufen worden war, hatten mir von Anfang an ihre Obduktionen übertragen. Außerdem führte ich die Autopsien aus in dem großen Krankenhause der Barmherzigen Brüder, im Elisabeth-Krankenhause und im Diakonissen-Krankenhause, sowie auch bei den Fällen in der Stadt, wo auf Wunsch der behandelnden Ärzte oder der Angehörigen eine

Obduktion vorzunehmen war, so daß ich in kurzem ein reiches Material für den Unterricht und für eigene Studien zur Verfügung hatte. Die erste Krankenanstalt, die meine Dienste erbat, war das Spital der Barmherzigen Brüder, wo der Chirurg Professor Paul Oberarzt war. Der Konvent ließ mir ein eigenes Sektionszimmer mit allem Nötigen herrichten und einige der dienenden Brüder wurden von mir im Nötigen unterrichtet, so daß sie mir später völlige Assistentendienste leisteten. Ich lernte dabei insbesondere während der Kriege 1866 und 1870 dieses Krankenhaus als eine wahre Musteranstalt kennen. Aber auch im Elisabeth-Krankenhause, wo als Oberarzt Dr. Lange und im Diakonissen-Krankenhause, wo in gleicher Stellung Dr. Methner tätig war, fand ich die bereitwilligste Unterstützung und die Schwestern unterzogen sich der nötigen Hilfe bei den Autopsien mit Interesse und Geschick.

Am förderlichsten gestalteten sich für mich die Obduktionen in der Frauenklinik bei Spiegelberg. Nicht nur, daß mein Kollege stets mit der größten Aufmerksamkeit der Vornahme derselben folgte und dabei bald um diese bald um jene weitere Aufklärung ersuchte und sie den anwesenden Studierenden gab, sondern nach jeder Leichenschau besprachen wir in genauester Weise den betreffenden Fall und er gab mir auf meinen Wunsch gern Gelegenheit, Schwerkranke, deren Tod zu befürchten war, auf der Klinik zu sehen und besprach mit mir die Diagnose. Auch zog er mich öfters zu seinen Operationen hinzu, bei denen er meinen Rat in anatomischen Dingen wünschte. Dieses Zusammenarbeiten zwischen Kliniker und Anatom kann ja nur förderlich sein und vom besten Einfluß auf die Studierenden, welche einerseits dem klinischen Unterrichte, andererseits den klinischen Obduktionen und den Vorlesungen und Demonstrationen des Pathologischen Anatomen beiwohnen.

So angenehm und fruchtbringend sich nun auch meine Tätigkeit als Pathologischer Anatom in Breslau gestaltete, so gab ich doch meine stille Hoffnung, aus dem pathologischen Bereiche wieder zum normalen zurückkehren zu können, nicht auf. In der Entwicklungsgeschichte hatte ich mich in Berlin und durch eigene Arbeiten in Breslau hinreichend unterrichtet, nun fehlte mir eine vollgenügende Kenntnis der vergleichenden Anatomie, die ich gleichfalls in Berlin zu studieren begonnen hatte. Mir wurde bald klar, daß da eigene

Studien der Meeresfauna an Ort und Stelle am förderlichsten sein würden, und so begab ich mich in den Herbstferien 1868 nach Triest, bekam einen Platz in der dortigen zoologischen Arbeitsstätte im Museo civico und ging täglich auf den Fischmarkt, wo man, außer zahlreichen Arten von Fischen, allerlei andere Meertiere haben kann. Wenn die Fischer erst wissen, daß man solche wünscht, so bringen sie gern alles, was sie fangen. Ich hatte das Glück, dort mit einem jungen Zoologen vom Fach, Dr. v. Marenzeller, — er ist vor kurzem als außerordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Wien verstorben — bekannt zu werden, mit dem ich öfter in die Bucht von Triest hinausfuhr, wo wir mit einem kundigen Fischer uns allerlei Getier, was wir nur fangen konnten, einholten. v. Marenzeller war mit der Fauna der Triester Bucht gut bekannt und war gern bereit, mir bei der Bestimmung der Tiere zur Hilfe zu sein. Ich präparierte dann die einzelnen Spezies im Museo civico oder auf meinem Zimmer sorgfältig durch und gewann so eine Grundlage aus eigener Anschauung und Bearbeitung. Später, von Straßburg aus, habe ich noch einmal derartige zoologische Studien getrieben und zwar in der eben von Anton Dohrn gegründeten Zoologischen Station zu Neapel, deren erster Besucher ich war. Michele, der vielen Zoologen bekannte Stationsfischer, fuhr mit mir fast jeden Morgen im Kahn mit allem Fischergerät hinaus ins Meer, öfters schon mit dem ersten Tagesgrauen. Unter Tags wurde dann die Beute verarbeitet. Mit Anton Dohrn, dem Maler Hans v. Marées und Meister Adolf Hildebrand, beide mit Dohrn befreundet, habe ich da manche genußreiche Stunde verlebt.

Mit Ebstein, der die nicht klinischen Obduktionen im Allerheiligenspital ausführte, hatte ich anfangs wenig Berührung. Wir Beide hatten Forschungsmaterial genug. Später, als Ebstein sich um die Habilitation bewarb und im Physiologischen Institut unter Heidenhain arbeitete, wurden wir näher bekannt und traten in gute Beziehungen zueinander, die sich dauernd erhalten haben; ich hatte Gelegenheit, noch öfter mit ihm, als er Ordinarius für innere Klinik in Göttingen wurde, zusammenzukommen.

Die Annahme, daß die Stellen für Pathologische Anatomie in Preußen bald sämtlich mit Ordinarien besetzt werden würden, verwirklichte sich in Breslau bald, denn am 13. Oktober 1867 erfolgte meine

Ernennung und mit Beginn meines 32. Lebensjahres trat ich als Ordinarius in die Fakultät ein. Im Jahre 1872, als ich Breslau verließ, hatte ich gerade das Dekanat zu verwalten.

Wie ich im Gebiete der normal anatomischen Disziplinen mich weiter fortzubilden suchte, so suchte ich es auch in der Pathologischen Anatomie. An den Universitäten der kleinen Städte Göttingen und Greifswald hatte ich wenig Gelegenheit gehabt, die so außerordentlich wichtigen und mannigfaltigen Produkte, welche die Syphilis im menschlichen Körper hervorbringt, genügend kennen zu lernen. In Königsberg war mir der Gedanke, daß ich einmal als Lehrer der Pathologischen Anatomie zu amtieren hätte, nicht in den Sinn gekommen, ebensowenig in meiner ersten Breslauer Zeit. Ich hatte freilich in Königsberg und Breslau keine Gelegenheit versäumt, meine Kenntnisse in diesem schwierigen Gebiete zu vertiefen, empfand aber, als ich mich zur Annahme der Professur entschlossen hatte, das pflichtgemäße Bedürfnis, mir diejenige Sicherheit zu erwerben, die ein Dozent in seinem Fache haben soll. Im Anfang des Jahres 1867 wendete ich mich brieflich an Rudolf Virchow, dessen Bekanntschaft ich bis dahin noch nicht gemacht hatte, aber als den berühmtesten Spezialkollegen nun auch gern persönlich näher kennen lernen wollte, mit der Anfrage, ob er mir gestatten wolle, während der bevorstehenden Osterferien den Obduktionen in seinem Institute beizuwohnen und die Präparate seiner Sammlung zu studieren, insbesondere die syphilitischen, deren ungenügende Kenntnis ich ihm offen eingestand. Virchow antwortete mir sofort in einem freundlichen Schreiben, ich sei ihm willkommen. So brachte ich dann vier Wochen in Berlin mit eifrigen Studien im Pathologischen Institut zu. Virchow empfing mich aufs Freundlichste, übergab mir die Schlüssel zur Sammlung, sagte mir, daß ich, ohne ihn weiter zu fragen, die Präparate, die ich näher untersuchen wollte, aus den Gläsern nehmen dürfe und gab mir einen Platz, an dem ich ungestört arbeiten konnte. Selbstverständlich versäumte ich es auch nicht, den Obduktionen beizuwohnen, um die Technik Virchows und seiner Assistenten kennen zu lernen, von denen damals Julius Cohnheim, mein Nachfolger in Breslau, die meisten ausführte. Die große Zuvorkommenheit Virchows, der mich auch in seine Familie einführte, berührte mich aufs angenehmste; ich habe es ihm in steter Dankbarkeit nie vergessen.

Die Wochen in seiner Anstalt gingen bei ernster Arbeit schnell dahin, brachten mir aber viel Gewinn für meine Lehrtätigkeit und an wertvollen Bekanntschaften fürs Leben. Außer mit Virchow und den Seinigen, trat ich mit Cohnheim und Willy Kühne, dem späteren Heidelberger Physiologen, der die chemische Abteilung des Pathologischen Instituts verwaltete, in näheren Verkehr. Auch Traube lernte ich damals kennen und wohnte einer Abendgesellschaft in seinem Hause bei, wo zwischen ihm, Virchow und du Bois-Reymond eine lebhaftere Unterhaltung über verschiedene damals in Frage stehende Probleme entstand, die zu den interessantesten gehört, denen ich beigewohnt habe. Überhaupt herrschte damals ein sehr reges, weit seine Wellen schlagendes, geistiges Leben in der Berliner medizinischen Fakultät. Virchow, du Bois-Reymond, Frerichs, Traube, Langenbeck, Romberg, Eduard Martin standen auf ihrer Höhe. Unter den Assistenten der Institute und Kliniken gab es viele, die selbst schon in der Wissenschaft sich bewährt hatten und später ehrenvolle Rufe erhielten, wie Cohnheim und Kühne. Ich kann dieser Wochen noch heute nur mit größter Befriedigung gedenken, insbesondere deshalb, weil sie mir zu einer Freundschaft den Weg ebneten, die mir nebst der Henles die wertvollste meines Lebens gewesen ist, zu der mit Rudolf Virchow! Eine eigenartige Fügung, daß ich mit beiden Männern, die sich in der wichtigen Bindegewebsfrage einst so arg befehdet hatten, in so nahe Beziehung trat. Ich hatte an dem Streit, in dem, wie gewöhnlich in solchen Dingen, Jeder ein Teil Recht auf seiner Seite behielt, lebhaften Anteil genommen und mußte in der wichtigsten Seite der Streitfrage Virchow Recht geben. Einige Jahre später — beide einander ebenbürtige Kämpen hatten die Waffen eingesteckt — war ich Zeuge einer für mich hochinteressanten Begegnung. Es war, irre ich nicht, auf der Naturforscherversammlung in Dresden. Ich stand an einer Treppe im Gespräch und sah Virchow hinaufgehen, gleichzeitig kam Henle von oben herab. Beide mußten aneinander vorbei; sie blieben einen Augenblick stehen, schauten sich an, reichten sich die Hände und gingen stumm ihres Weges. Sehr schätzenswert war mir auch die Bekanntschaft mit Cohnheim und Willy Kühne. Cohnheim arbeitete damals gerade an seiner so hochwichtigen Eiterbildungslehre. Er ließ mich gern Einsicht in seine Präparate und Untersuchungsweisen nehmen und wir

besprachen oft dieses Thema. Mit Kühne verhandelte ich über Muskelnerven-Endigungen; außerdem sorgte er für mein leibliches Wohl. Er machte mir den Vorschlag, daß wir zusammen zu Mittag speisen wollten, wobei er sich ausbedingte, daß er die Speisen auf der Karte für uns auswählen dürfe. Ohne Bedenken ging ich darauf ein; denn es war mir bekannt, daß Kühne, ein Meister in vielen wissenschaftlichen Dingen, auch in der Praxis der Nahrungsmittel-Physiologie ein Meister war; das bewies er damals auch. Als ich das letzte Mal in seinem Leben mit ihm zusammentraf, es war in Oxford, bereitete er mir in seiner freundlichen und lebenswürdigen Art noch einen hohen Genuß. Er fragte mich dort, ob ich Oxford näher kenne. Ich war zum ersten Male da und sagte ihm, daß ich noch nicht Zeit gehabt hätte, mich näher umzusehen. „Dann kommen Sie mit mir,“ sagte Kühne, „wir machen einen Gang durch die Stadt.“ Da zeigte er mir alle die architektonischen Schönheiten, die Oxford reichlich bietet, und ich mußte mir gestehen, daß er auch darin ein Meisterkennner war. Ich sollte ihn nicht wiedersehen; kurze Zeit darauf starb er. Ich bewahre ihm, wie Cohnheim, dem leider auch nur eine kurze Lebensdauer vergönnt war, ein treues und hochachtendes Andenken.

Ich darf aber auch wohl einer für die Beteiligten charakteristischen Begebenheit, die sich bei der Obduktion einer Leiche von der Jüngkenschen Klinik durch Cohnheim abspielte, gedenken. Jüngken hatte bei dem Verstorbenen, der einer unbedeutenden Kopfwunde wegen in die chirurgische Charitéklinik gekommen war, eine Meningitis als Todesursache diagnostiziert und erschien mit einem Teile seiner Hörer bei der Autopsie. Ich war gleichfalls zugegen. Cohnheim begann in üblicher Weise die Sektion mit den Brustorganen und es stellte sich eine umfangreiche doppelseitige Lungenentzündung heraus, die Jüngken ebensowenig, wie ich seinerzeit bei meinem Staatsexamen, diagnostiziert hatte. An den Unterleibsorganen fand sich nichts Bemerkenswertes. Der Befund an den Lungen erklärte auch vollkommen den eingetretenen Tod. Cohnheim diktierte zum Protokoll auch noch einige Worte über die in Heilung begriffene Kopfwunde und wollte, da keine Veranlassung vorlag, den Hirnschädel zu öffnen, das Protokoll damit schließen. Da trat Jüngken vor und sagte: „Aber, mein lieber Herr Doktor, der Mann hatte noch eine Meningitis,

ich bitte den Schädel zu öffnen.“ Cohnheim ließ den Schädel öffnen, nahm das Gehirn heraus, untersuchte es sowie die völlig unversehrten Hirnhäute und diktierte zu Protokoll: „An den Hirnhäuten sowie am Gehirn keine pathologischen Veränderungen.“ Jüngken machte ein erstauntes Gesicht, trat an die Leiche heran, hob deren Kopf hoch und sagte: „Aber, mein lieber Herr Doktor, sehen Sie denn nicht die Rötung?“ Cohnheim zuckte die Achseln und zog sich zurück. Jüngken aber in Eifer rief seinen Hörern zu: „Sehen Sie, meine Herren, hier an der Schädelbasis die Rötung, der Mann hatte eine Meningitis, eine Meningitis, sage ich, sehen Sie diese Rötung!“ Ich hatte auch hingeschaut, aber nur eine leichte Rötung der harten Hirnhaut bemerkt, wie sie gewöhnlich an Leichen durch etwas ausgetretenen Blutfarbstoff bewirkt wird. Jüngken mit den Studenten verließ den Saal, ich blieb zurück, um mir einiges an den Leichenteilen anzusehen, während Virchows Institutsdiener Fischer, bekannt bei den Studenten unter dem Namen der „Leichen-Fischer“, sich daran machte, die eben obduzierte Leiche für ihr Begräbnis herzurichten. Da fragte mich Fischer: „Herr Professor, haben Sie etwas von Meningitis gesehen?“ „Nein,“ gab ich zur Antwort. „Ich auch nicht,“ sagte Fischer.

Meinen Unterricht gab ich in Breslau in einer theoretischen mit Demonstrationen verbundenen Vorlesung, die in zwei Semestern das ganze Gebiet der Pathologischen Anatomie umfaßte, dazu in jedem Semester eine öffentliche Vorlesung, im Winterhalbjahre über Mißbildungen, im Sommerhalbjahre über die Parasiten des Menschen. Ferner hielt ich einen demonstrativen und zugleich praktischen Übungskursus für Studierende, die bereits an den Vorlesungen teilgenommen hatten. Diesen richtete ich so ein, daß je zwei Studierenden ein Präparat mit den nötigen Instrumenten, auch Mikroskop und Zubehör, übergeben wurde mit dem Auftrage, in der ersten Kursstunde das Präparat genau zu untersuchen und über das Ergebnis ein Protokoll niederzuschreiben, welches der Eine dem Anderen zu diktieren hatte. In der sich gleich anschließenden zweiten Kursstunde wurden mir die einzelnen Präparate vorgelegt und ich ließ die dazugehörigen Protokolle verlesen und kritisierte sie. Dann gab ich, namentlich wenn die Protokolle der Studierenden Unrichtigkeiten enthielten oder Dinge übersehen waren, selbst ein Diktat zu Protokoll oder ließ dieses von den Studierenden aufs neue nieder-

schreiben. Außerdem wurden die Studierenden zu den Obduktionen geladen und unterwiesen, wenn eine geeignete Leiche zur Verfügung stand, selbst die Sektion vorzunehmen. Endlich waren für Laboranten, die selbständige Arbeiten ausführen wollten, einige Plätze vorhanden.

Ich hatte das Glück, gleich in Karl Weigert, einem bei mir ausgebildeten Schüler, einen Assistenten ersten Ranges zu bekommen. Weigert nahm nachher die Stelle eines klinischen Assistenten bei Lebert an, ging aber später als Cohnheims Assistent nach Leipzig und dann als Leiter der Anatomischen Anstalt des Senckenbergianum nach Frankfurt a. M. zur Pathologischen Anatomie zurück, in der er sich ein dauerndes Andenken gesichert hat. Weigert war einer der edelsten Menschen, die ich kennen gelernt habe; wir wurden gute Freunde. Nachfolger Weigerts wurden bei mir in Breslau Kolaczek, späterer Professor extraordinarius für Chirurgie dort und Buchwald, später Extraordinarius in Breslau für innere Medizin. Alle drei Genannten sind seit langem ins Grab gesunken.

Außer Heidenhain war mir Spiegelberg von den Fakultätskollegen besonders nahe getreten, wie ich bereits erwähnte. In seinem Heim sowie bei Heidenhain war ich auch mit meiner Frau häufig zu Gast und ich setzte mit Spiegelberg meine musikalische Betätigung fort, indem wir häufig vierhändig spielten. Dann traf ich wieder dort meinen Freund Max Cohn, der Assistent bei dem Ophthalmologen Richard Förster geworden war und gewann neue Freunde in dem Historiker Karl Neumann, dem Mathematiker Schröter, dem Physiker Emil Meyer, Bruder Lothar Meyers und dem Mathematiker Paul Bachmann. In Bachmann, mit dem ich auch eifrig Musik trieb, lebte mir noch bis zur Niederschrift dieser Zeilen einer der Wenigen aus dieser Zeit, die, wie mich, der Tod bis jetzt verschont hat; inzwischen ist auch er heimgegangen. Er wurde später Ordinarius zu Münster in Westfalen und lebte dann in der Goethe-Schillerstadt Weimar. Wir sahen uns vor meiner Verheiratung fast jeden Tag beim gemeinsamen Mittagmahle, an dem auch der Theologe Reinkens und Emil Meyer teilnahmen, und häufig in dem gastlichen Hause Schröters. Diese angenehmen Beziehungen setzten sich auch nach meiner Verheiratung fort und nachdem mir durch die Versetzung meines Schwiegervaters als Provinzialschulrat nach Breslau in dessen Hause eine wei-

tere Heimstätte bereitet ward. Gern gedenke ich auch der beiden Juristen Otto Stobbe, der später Breslau mit Leipzig vertauschte und Schulze, der nach Heidelberg übersiedelte, des Zoologen Grube und des Geologen Ferdinand Römer, der als fanatisierter Jungeselle galt und zu sagen pflegte, in seiner Familie sei das Heiraten nie Mode gewesen. So kam es denn, daß ich, als Römer sich doch noch zur Ehe entschloß und meine Frau, als ich vom Tagewerk nach Hause kam, mir sagte: „Nun, rate einmal, wer sich heute verlobt hat?“ alle Jungesellen der Universität, zuletzt gar meinen alten Kollegen Barkow nannte, aber an Römer nicht dachte. Eine glückliche Ehe mit der Schwägerin Grubes belohnte seine Bekehrung. Vor allem muß ich aber hier noch der beiden Botaniker Breslaus, des alten Göppert, wie er genannt wurde, und Ferdinand Cohns gedenken, bei dem ich noch eine Vorlesung hörte. In meinen letzten Breslauer Jahren, angeregt durch Cohns Vorlesung, hatte sich bei mir die Vorstellung befestigt, daß die Mikroorganismen: Kokken, Bakterien und Bazillen, sowie auch die parasitischen Protozoen in der menschlichen und tierischen Pathologie eine große Rolle spielen müßten, ebenso wie in der Pflanzenpathologie. Ich folgte hierin auch den Spuren meines Meisters Henle. Da faßte ich den Entschluß, ganz methodisch und systematisch diese Lebewesen in ihren pathologischen Beziehungen zu studieren und verband mich zu diesem Ende mit Cohn. Wir Beide hatten einen festen Plan bereits völlig verabredet bis in die Einzelheiten des Zusammenarbeitens hinein, da kam meine Berufung nach Straßburg und meine Anhänglichkeit an das alte Ziel trug den Sieg über die Bakterien davon. Es ist bekannt, daß Robert Koch gleichfalls bei Ferdinand Cohn in die Schule gegangen ist.

Heidenhain habe ich als ausgezeichneten Lehrer auf dem Katheder und im Laboratorium in allerbesten Erinnerung. Ich habe ihm viel gelernt, namentlich in der Art, wie er den mikroskopischen Kursus leitete. Es war mir ein besonderes Vergnügen, ihm bei seinen Arbeiten zu assistieren; man lernte immer dabei. Namentlich erwähne ich die Arbeiten über die Wärmeentwicklung bei der Muskelarbeit und über die Speichelsekretion, bei denen ich mithelfen konnte. Ich hatte die Empfindung, daß ich von Heidenhain mehr als befreundeter Kollege, denn als Assistent angesehen wurde und so ge-

staltete sich meine Arbeit bei ihm zu einer sehr förderlichen und angenehmen. Es war mir tief schmerzlich zu Mute, als ich ihn wenige Jahre nach meiner Übersiedelung von Straßburg nach Berlin bei einem Besuche in Breslau, körperlich sehr verändert, wieder sah und von ihm vernahm, daß er schwer und schmerzhaft leide. Sein Zustand scheint nicht richtig erkannt zu sein; er erlag einem Duodenalgeschwür noch in der Kraft bester Jahre, ebenso, wie einige Zeit vorher, mein mir befreundeter Bonner Kollege Max Schultze. Neben Spiegelberg war der frühere Assistent von Spiegelbergs Vorgänger Betschler, Wilhelm Alexander Freund, Extraordinarius an der Universität, damals als Gynäkologe in Breslau angesehen. Freund schenkte mir auch sein Vertrauen und wir haben viel zusammengearbeitet. Mir war es leid, daß Spiegelberg und Freund, allerdings zwei ganz verschiedene Naturen, sich nicht verständigen konnten; gern hätte ich sie einander näher gebracht und ich machte auch verschiedene Versuche dazu, aber nur mit flüchtig vorübergehendem Erfolg. Freund sollte ich noch in Straßburg als Kollegen und in Berlin später wiedersehen.

In die Jahre meines Breslauer Aufenthaltes fiel die politisch große Zeit, die Oktave von 1864 bis 1872, der Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches, dem fast die ganze Welt jetzt, wo ich diese Zeilen niederschreibe, den Untergang bereiten will. Ich widme diesen großen Ereignissen ein besonderes Kapitel; erwähne sie nur hier, weil sie mich von Breslau nach Straßburg im Elsaß, von der Pathologischen Anatomie wieder zur Normalen, dem Endziele meines Lebens, führten. Breslau mit seiner Universität und mit der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur bereitete mir ehrende Abschiedsfeste, die mir zeigten, daß ich dort gern gesehen war und freundlichen Boden gefunden hatte. Etwas schwer wurde mir nur der Abschied von der Schlesischen Gesellschaft gemacht, indem man mir bei dem Festmahle den Platz zwischen Göppert und Ferdinand Cohn geben hatte, die beide schwerhörig waren. Der Abend war, so gern ich beide Männer hatte, nicht leicht. —

Eines Sonntags in der Frühe brachte mir der Postbote einen Brief, in dem zu meiner völligen Überraschung eine Anfrage des mit der Einrichtung der neuen deutschen Universität Straßburg betrauten Freiherrn v. Roggenbach an mich stand, ob ich einem Rufe als Ana-

tom nach Straßburg im Elsaß folgen wolle. Mit meiner Frau ging ich zu meinen Schwiegereltern. Es war ja klar, daß ihnen und meiner Frau der Abschied voneinander schmerzlich sein mußte; aber mein Schwiegervater, der meine Wünsche kannte, stimmte mir gleich freudig bei, den Ruf anzunehmen. Ich verdankte ihn, wie erwähnt dem Umstande, daß Max Schultze (Bonn) und Lieberkühn, dieser damals in Marburg, abgelehnt und Henle und v. Recklinghausen, der schon für Straßburg gewonnen war, für mich gewirkt hatten.

3. Straßburg.

Eröffnung der neuen Universität; der Zwischenfall v. Aufseß-Binding. — Freiherr v. Roggenbach. — Erste Einrichtungen; akademisches Lagerleben. — Die medizinische Fakultät; mein Kollege und Freund G. Joessel. — Neubau des Anatomischen und Pathologischen Instituts. — Friedrich v. Recklinghausen. — Andere Straßburger Kollegen; Adolf Kussmaul. — Institutstätigkeit; meine Assistenten und Laboranten. — Das Straßburger Bürgerspital. — Berufungen von Straßburg aus. — Vom Deutsch- und Französisch-Sprechen im Elsaß. — Politische Stellung Elsaß-Lothringens; v. Moeller, v. Mantuffel. — Gespräch mit französischen Kollegen über das Elsaß. — Unbeliebtheit der norddeutschen, namentlich der preußischen Beamten; der Zaberner Zwischenfall. — Die elsässische Bevölkerung. — Friedrich Althoff; meine Berufung nach Berlin; Einigung mit Reichert; Reicherts Tod.

Die Umzugsfahrt ging über Berlin zu meinen Eltern nach Bökerhof, wo meine Frau mit meinen beiden in Breslau geborenen Kindern noch einige Zeit blieb. Am 18. April 1872 hielt ich meinen Einzug in Straßburg und stieg im damaligen Englischen Hofe ab. Ich nahm Besitz von der mir durch den Universitätsquästor vorher gemieteten Wohnung am Alten Weinmarkt, machte die nötigen Besuche und richtete mich in dem damaligen Anatomischen Institute, so gut es eben gehen wollte, ein. Einige Tage darauf folgte mir meine Frau mit den Kindern nach; ich holte sie von Heidelberg ab. Auch kam mein Schwiegervater nach, um der Feier zur Eröffnung der Universität am 1. Mai 1872 beizuwohnen.

Als erster Rektor war der Theologe Bruch, der bereits der französischen Universität angehört hatte, bestellt. Im Schlosse, welches als Festgebäude für die Universität eingerichtet war, wurde der Festakt vorgenommen und Bruch und Anton Springer hielten die

Festreden. Am Nachmittage ereignete sich der unliebsame Zwischenfall mit dem Freiherrn v. Aufseß, der seiner Zeit soviel Aufsehen erregte. Wie mir berichtet wurde, ging es dabei in folgender Weise zu: Vor dem Schlosse hatten sich eine große Menge Einheimischer und Eingewanderte versammelt, um Festgesängen und Ansprachen zu lauschen. Nach einem der Gesänge oder nach einer Ansprache ertönten plötzlich vom Schlosse her einige schrille Pfeiffe, die man im Augenblicke kaum anders als eine Verhöhnung deuten konnte. Der eben nach Straßburg berufene Rechtslehrer Karl Binding eilte ins Schloß und sah dort auf einer zum Hofe hinabführenden Treppe einen älteren Mann stehen, der mit einem kleinen Pfeifchen wieder pfiiff. Er rief ihm von unten zu, daß er das Pfeifen unterlassen möge, der Mann hörte aber nicht darauf, sondern setzte wieder zum Pfeifen an. Da eilte Binding die Treppe hinauf, begreiflicherweise in der Meinung, daß es sich tatsächlich um eine Verhöhnung handle und zog dem ihm Unbekannten heftig den Arm mit der Pfeife weg, ihm dabei seine vermeintliche Ungehörigkeit verweisend. Der im höheren Alter stehende, auf die unsanfte Berührung nicht gefaßte Mann, es war der Freiherr v. Aufseß, der zur Teilnahme an dem Feste gekommen war, kam zu Fall. Weiter ist nichts geschehen. Von einer Mißhandlung seitens Bindings, wie verbreitet wurde, ist keine Rede. v. Aufseß reiste auch am anderen Tage ohne irgend einen Schaden genommen zu haben ab, verstarb aber nach einigen Tagen an einer Lungenentzündung, die nun auch wieder ungerechter Weise mit dem Falle in Verbindung gebracht worden ist. Das Verhalten des Freiherrn v. Aufseß erklärte sich dadurch, daß der schwerhörige alte Herr durch das Pfeifen seinen Diener, der mit ihm im Schlosse Wohnung hatte, herbeiholen wollte. Wegen seines Gehörleidens hatte er auch den Warnungsruf Bindings nicht vernommen und so kam durch eine zufällige Verkettung von drei Dingen, die nichts miteinander zu tun hatten, der Gesänge und Reden, der Schwerehörigkeit des Freiherrn und dessen Erkrankung das Unglück zu Stande, inloedessen Binding so hart beurteilt wurde.

Am anderen Tage fand der Ausflug nach dem Odilienberge statt, welcher den Glanzpunkt der Festlichkeiten darstellte. Wer diesen Tag miterlebt hat, wird ihn nicht vergessen. Die Begeisterung bei den Reden, die in das zu den Füßen der Redner und Hörer ausge-

breitete blühende Land hinein von dieser hohen, geschichtlich berühmten Warte gehalten wurden, war hoch und echt. Die Beteiligung an dieser Bergfeier war eine unerwartet große, so daß wohl ein Viertel der Anwesenden bei der einfachen Mittagskost, welche die Klosterfrauen auf dem Odilienberge zu verabreichen übernommen hatten, übergangen werden mußten. Das führte zu manchen zum Teil komischen Szenen. Doch wurde zum Schluß noch so gut gesorgt, wie es eben möglich war. Ich habe den schönen Berg später noch öfter besucht.

Nun begann aber die Arbeit: Täglich fanden Beratungen von Seiten des Senates und der Fakultäten statt. Abends kam man dann meist in der Meisengasse im „Café de la Mésange“ zusammen, wo oft wichtige Verabredungen getroffen wurden. Die ersten Sitzungen der medizinischen Fakultät fanden in dem Gebäude statt, in welchem das Physiologische Institut untergebracht war, wo Goltz uns ein passendes Zimmer zur Verfügung stellen konnte. Als die heiße Jahreszeit herankam, saßen wir öfters da in Hemdärmeln, rauchten Zigarren und nahmen auch wohl ein Glas Bier; Fakultätssitzungen wie diese, sind gewiß sehr selten gehalten worden. Die ersten Einrichtungen in den Instituten mußten oft aus dem Stegreif gemacht werden; v. Recklinghausen und ich wanderten von Laden zu Laden, stiegen zu den Magazinen hinauf, um selbst alles auszusuchen und einzukaufen, was nötig war. Binding hatte völlig Recht, wenn er die damaligen Zustände in Straßburg als ein „akademisches Lagerleben“ bezeichnete.

Trotz aller dieser Unvollkommenheiten und aller Mühen, die es machte, einen gewohnten und geordneten Betrieb einzurichten, kann ich sagen, daß diese Zeit die schönste meines Lebens war. In dem erhebenden Gefühl, mitgewirkt zu haben an der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches, an der Wiedergewinnung des echten deutschen Landes Elsaß und der Wiederaufrichtung einer alten, berühmten deutschen Universität, liegt etwas so Hohes und Befriedigendes, wie es durch nichts anderes gegeben werden kann. Wir Alle, die wir damals berufen wurden, mitzuhelfen und es in noch frischem, jugendlichem Alter mit voller Kraft tun konnten, sind zu beneiden.

Mit mir waren zur Medizinischen Fakultät berufen: Friedrich Goltz, mein ehemaliger Königsberger Kollege, als Physiologe,

Friedrich v. Recklinghausen als Pathologischer Anatom, Oswald Schmiedeberg als Pharmakologe, Ernst Leyden als innerer Kliniker, Albert Lücke als chirurgischer Kliniker, Adolf Gusserow als gynäkologischer Kliniker, Freiherr Richard v. Krafft-Ebing als Neurologe, Ludwig Laqueur als Ophthalmologe. Dazu traten von der früheren französischen Universität Friedrich Wieger als Pathologe, Eduard Strohl als Pharmakologe, Adolf Aubenas als Gynäkologe, Abraham Kuhn als Otiater und Georg Joessel als Anatom. Schützenberger behielt seine innere Klinik im Bürgerspital, trat aber nicht in die neue Fakultät ein. Er suchte längere Zeit für die Beibehaltung einer besonderen elsässischen medizinischen Fakultät neben der deutschen zu wirken und bereitete uns im Bürgerspitale manche Schwierigkeiten. Das taten auch noch andere Primärärzte, die aus der französischen Zeit am Bürgerspital verblieben waren. Wieger, Strohl, Aubenas, Kuhn und insbesondere Joessel dagegen schlossen sich aufrichtig der neuen deutschen Fakultät an.

Joessel war von Roggenbach, ohne daß ich darüber befragt worden war, zum Ordinarius mit dem Lehrauftrage für topographische Anatomie ernannt worden. Er war aber völlig im Unklaren gelassen worden, wie seine Stellung zu mir abzugrenzen wäre, welche Rechte er am Leichenbezüge, am Präpariersaale, an der Sammlung, an den Räumen des vorhandenen Instituts haben sollte. Es mußte meine erste Sorge sein, zumal die vorhandenen Räume und das Material keine Teilung zuließ, hier Klarheit zu schaffen. Es lag da ein Fehler vor, wie sich deren Roggenbach mehrere hatte zu Schulden kommen lassen. Er war eine edle, hochzuschätzende Persönlichkeit, Idealist, aber kein Praktiker. Er hätte sich ja beraten lassen können; aber die Berater, die er zuzog, waren auch nicht in allem bewandert. So kam es denn auch, daß Roggenbach, als wir erst Alle da waren, die Tätigkeiten beginnen sollten, und von allen Seiten die Anforderungen an ihn herantraten, gewahr wurde, daß er der Sache nicht völlig gewachsen war und zurücktrat.

In der Angelegenheit meines Kollegen Joessel machte ich die Schwierigkeiten geltend, die sich aus der Doppelbesetzung des Faches der Anatomie gleich bei der Begründung der Universität ergeben mußten. Ich schlug vor, daß Joessel die Stelle eines Prosektors am Institute einnehmen solle; mir war ja dessen Direktion amtlich

übertragen worden. Ihm, als Prosektor, würde ich einen Anteil an den Honoraren des Präparier-saales abtreten; ferner solle er die Vorlesungen über topographische Anatomie nebst topographisch-anatomischen Übungen an den Leichen allein übertragen bekommen, mir aber wieder im Sommer bei den mikroskopischen Übungskursen helfen. Ich bat Roggenbach, ihm die Annahme dieser Vorschläge zu empfehlen; ich würde auch selbst ihn dazu zu bestimmen suchen. Ich ging nun zunächst zu Joessel und stellte ihm vor, daß er mit Annahme meiner Vorschläge eine volle, ihn befriedigende Tätigkeit haben werde. Falls er nicht annehme, müßte ich mir einen anderen Prosektor suchen und dann wäre er in seinen Vorlesungen, wie in seinem Material, selbst bei meinem besten Willen, beschränkt. Wie ich vorausgesehen hatte, sagte mir Joessel, er wolle sich die Sache überlegen und mit Roggenbach Rücksprache nehmen. Am anderen Tage war die Angelegenheit nach meinen Vorschlägen erledigt und sie gedieh für Jeden von uns zum Besten. Joessel war ein aufrichtiger, vortrefflicher Mensch, der der Sache dienen wollte. Ebenso stand es mit seiner Familie. Seine junge Frau war eine Tochter aus dem altberühmten Glockengießerhause Edel, eine liebe, ihrem schönen Namen voll entsprechende Natur, mit der meine Frau bald volle Freundschaft schloß. Joessel nahm wahr, daß er auf dem Präparier-saale den größten Einfluß gewann, der ihm als Prosektor auch zustand und den ich ihm gern überließ, zumal er sein Amt in bester Weise verwaltete. So konnte er auch für seine topographisch-anatomischen Vorlesungen und Übungen am besten sorgen, da ich ihm stets vorher sagte, welches Material ich für meine Vorlesungen gebrauchte und ihm die Bestimmung über das andere überließ. Seine Vorlesungen über Topographische Anatomie erwiesen sich, da er selbst ausübender Chirurg gewesen war, als sehr geeignet und wirksam und wurden von den Studierenden sehr geschätzt. Von mikroskopischer Anatomie hatte er wenig Kenntnis; ich half ihm erst sich da einzubürgern, so daß er auch leidlich fertig wurde. Nachher, als ich in v. Brunn und v. Mihalkovics geübte Helfer fand und Joessel ohnehin genug Arbeit hatte, gab er die Teilnahme an diesen Übungen freiwillig ab. Zwischen Joessel und mir entstand bald eine aufrichtige Freundschaft, die sich auch auf die beiden Familien übertrug und bis heute bei den noch Überlebenden fortbesteht. Auch zwischen meinem

Nachfolger Gustav Schwalbe und Joessel entwickelte sich ein gutes Verhältnis. Leider hat ein früher Tod (infolge eines Abdominaltyphus) den mir lieben und werten Kollegen vorzeitig hinweggerafft. Ich ließ es mir nicht nehmen, von Berlin nach Straßburg zu eilen, um ihm persönlich das letzte Geleit zu geben.

Von Kollegen anderer Fakultäten, die schon bei der Gründung der Universität zugegen waren, nenne ich die Theologen Bruch, Reuss und Cunitz, alle von der früheren französischen Universität übernommen, die Juristen Heinrich Brunner, Paul Laband, August Sigismund Schultze, Sohn meines früheren Greifswalder Lehrers Sigismund Schultze und Bruder Max Schultzes in Bonn und Bernhard Schultzes, des Jenenser Gynäkologen; von Mitgliedern der Philosophischen Fakultät den Chemiker Adolf Baeyer, den Physiker August Kundt, die Botaniker Anton de Bary und Graf Hermann v. Solms-Laubach, die Zoologen Oskar Schmidt und Alexander Götte, den Paläontologen Wilhelm Schimper, den Mineralogen Paul Groth, die Mathematiker Reye und Christoffel, den Geologen Wilhelm Benecke, den National-Ökonomen Gustav Schmoller, den Philologen Wilhelm Studemund und den Astronomen Friedrich Winnecke, von denen wir mit Oskar Schmidt, Götte, de Bary, Winnecke und Kundt auch in Familienumgang kamen.

Wie ich in Königsberg und Breslau das Kegelspiel gepflegt hatte, so auch in Straßburg, wo sich bald eine Kegelgesellschaft bildete, deren eifrigstes Mitglied der Graf Solms-Laubach war. Er zeigte das einst in belustigender Weise, indem er, als ich einen schön gezielten Wurf unserer Gegenpartei, der mit einem Schlage die Acht um den König niederwarf, mit einem „Das war ja eine prächtige Kugel“, anerkannte, mir das leise verwies: „Das dürfe ich nicht sagen, das feuere unsere Gegner nur an.“

Wie sich das naturgemäß entwickelte, herrschte damals im Verkehr mit den Kollegen eine angenehme Einigkeit. Jeder fühlte, daß er hier mit seinen Kollegen vor eine wichtige vaterländische und wissenschaftliche Aufgabe gestellt war, tat sein Bestes und suchte das Zusammenwirken aller eingewanderten Deutschen und deutschfühlenden Einheimischen zu fördern, gegenüber der merkbaren Hinneigung vieler Elsässer zu Frankreich. Dieser Zusammenhalt, das sichtbare

Aufblühen der Universität, die fast durchweg uns sympathische Bevölkerung des anheimelnden Landes, die Nähe des Schwarzwaldes und der Vogesen wie der Schweiz, die uns bequeme Gelegenheiten zu den lohnendsten kürzeren Ausflügen und zu längeren Ferientaufenthalten mit Familie bot, machten mir und den Meinigen die elf Jahre, die wir in Straßburg zubrachten, zu den angenehmsten, die es für uns gegeben hat.

In der medizinischen Fakultät trat bald ein Wechsel ein, indem Leyden und Gusserow nach Berlin, v. Krafft-Ebing nach Wien berufen wurden und den Ruf annahmen. An ihre Stelle traten Adolf Kussmaul von Freiburg kommend, Wilhelm A. Freund, nachdem Spiegelberg abgelehnt hatte, aus Breslau und Friedrich Jolly aus Würzburg. Mit allen dreien traten wir wieder in Familienverkehr angenehmster Art, der auch dauernd geblieben ist, wie überhaupt der mit sämtlichen Mitgliedern der medizinischen Fakultät, die Herren Wiegler, Strohl und Aubenas ausgenommen, mit denen wir zwar in gutem Einvernehmen auf Fakultätsboden lebten, die jedoch keinen näheren Anschluß an die zugewanderten deutschen Kollegen suchten.

Insbesondere will ich hier noch, außer Joessels, der Kollegen und Freunde v. Recklinghausen, Kussmaul, W. A. Freund, de Bary, Kundt, Schmiedeberg, Oswald Kohts und Fr. Wilhelm Zahn gedenken, die mir im Leben besonders lieb und wert geworden sind, vor allem Recklinghausen. Ich erwähnte bereits von ihm, daß ich die erste persönliche Beziehung in Königsberg hatte. Er kam von da nach Würzburg und war dann einer der ersten, die nach Straßburg berufen wurden. Er hat auch auf die Besetzung der medizinischen Fakultät in Straßburg Einfluß gehabt. Die erste Besprechung, die ich mit ihm in Straßburg hatte, betraf den Leichenbezug. In Straßburg bestand aus französischer Zeit die Gepflogenheit, daß die Leichen derjenigen Personen, welche im Bürgerspital bis zu ihrem Tode unentgeltlich gepflegt und ärztlich behandelt worden waren, der Anatomie überwiesen wurden, wo sie eine Woche lang zum Unterricht der Studierenden verwendet werden durften. Nachher wurden diese Leichen, nach sorgfältiger Herrichtung des früheren Zustandes, eingesargt, in die Spitalskapelle verbracht und von dort aus unter Zuziehung der Angehörigen und Freunde, die benachrichtigt wurden, in der üblichen feierlichen Weise beerdigt. Die Bevölkerung Straß-

burgs war daran gewöhnt, so daß Niemand daran Anstoß nahm und daß mit Ausnahme eines Falles, von dem ich bald berichten werde, solange ich in Straßburg war, keine Unzuträglichkeiten vorkamen. Für Recklinghausen war, da ein Pathologisches Institut bei der französischen Universität gefehlt hatte, eine Art Baracke an die Anatomische Anstalt angebaut worden und es handelte sich darum, festzustellen, wem die vom Spital zur Anatomie gelieferten Leichen überwiesen werden sollten, dem Pathologischen oder dem Normalen Anatomen. Da andere Bezugsquellen in Elsaß-Lothringen kaum vorhanden waren, so mußte diese Frage zwischen Recklinghausen und mir entschieden werden, denn der Spitalsverwaltung konnte die Überweisung unmöglich überlassen werden. Recklinghausen schlug vor, zunächst ihm die Leichen zu überweisen; ich möge das Bedürfnis der Anatomie ihm rechtzeitig anmelden; er werde sorgen, daß dem entsprochen werde. Als früherer Pathologischer Anatom mußte ich mir sagen, daß Recklinghausens Vorschlag durchaus berechtigt war und so trafen wir die Einigung über diesen wichtigen Punkt. In der ganzen Zeit unseres Zusammenarbeitens in Straßburg ist nicht die geringste Mißhelligkeit zwischen uns vorgekommen.

Der Fall, dessen ich vorhin als einer Unzuträglichkeit bei der erwähnten Behandlung der Spitalsleichen in Straßburg gedachte, muß als ein tragikomischer bezeichnet werden. Es handelte sich um die Bestattung einer älteren Frau. Die Angehörigen und ein Teil der Bekannten der Verstorbenen waren in der Kapelle der Anatomie, die beim Neubau dieser Anstalt dort eingerichtet war, um den aufgebahrten Sarg bereits versammelt und warteten auf den Priester. Ich kam auf dem Wege zum Anatomischen Institute gerade an der offenstehenden Kapelle vorbei und als ich die Trauerversammlung dort wahrte, stellte ich mich zu den Leuten vor den Sarg, in der bestimmten Absicht, ihnen zu zeigen, daß ich die Toten, die mir überwiesen waren, ehren wolle. Bei der Anatomie waren damals zwei Brüder, Toni Adam und Jean Adam, Elsässer, als Diener angestellt, die ich von der französischen Anatomieverwaltung her übernommen hatte, und mit denen ich auch sehr zufrieden war. Der Jüngere, Jean, war ein herkulisch gebauter Mann; er hatte gerade den Dienst bei der Beerdigung und ich hörte ihn, als ich hinzutrat, die Leidtragenden fragen, ob er den Sarg noch einmal öffnen solle.

Einige schüttelten den Kopf, doch einer sagte: „Wir möchten doch die Mutter noch einmal sehen.“ Jean hob zuversichtlich den Deckel vom Sarge und man erblickte die Leiche eines bärtigen Mannes! — Stumm schauten die Leute auf die Leiche, dann erhob sich ein Gemurmel des Unwillens; der Diener selbst war erschrocken. Ich dachte, es sei am besten, ihm als Elsässer die Lösung mit seinen Landsleuten zu überlassen und das war auch richtig. Jean, der bald seine Ruhe wiedergefunden hatte, sagte: „Wart’ ein weng’, ich hol’ Euch die Mutter.“ Inzwischen war aber der Unwille der Leute gestiegen und aus dem Gemurmel brachen laute Vorwürfe heraus. Da verlor auch er seine Geduld, trat vor, faßte den Sarg und sagte festen Tones: „Meinen denn Ihr, ich könnt alli alte Wiwer von Stroßburi kennen?“ Damit hob er den Sarg, wie wenn es eine kleine Kiste gewesen wäre und trug ihn hinaus, kam gleich darauf zurück mit einem anderen Sarge, stellte ihn auf die Bahre, hob den Deckel und zeigte auf die darin gebettete Leiche der Frau, um deren Bestattung es sich handelte. Alle blieben ruhig und ohne weitere Störung vollzog sich die Beerdigung in der hergebrachten Weise. Ich war froh, daß ich einen Elsässer als Anatomiewärter hatte; einem anderen Deutschen wäre die Sache wohl nicht so leicht geworden.

Toni Adam starb während meiner Amtsführung; Jean verheiratete sich, kündigte seine Stelle bei der Anatomie und eröffnete eine kleine Wirtschaft. Die dann von mir angenommenen beiden Diener, Sachsen von Geburt, hatten, obwohl sie sehr ruhige und gefällige Leute waren, doch viel mehr Schwierigkeiten mit der heimischen Bevölkerung.

Die von mir damals übernommene Anatomische Anstalt lag am Spitaltor, sie bestand aus einer ehemaligen Kirche, in der der Hörsaal und der Sammlungsraum untergebracht war, aus dem Präparier-saale und einigen kleinen Arbeitszimmern; das Ganze nur sehr bescheiden ausgestattet und in sehr dürftigem Zustande. Viel ungünstiger war Recklinghausen daran. Seine Baracke war in aller Eile hergerichtet worden. Die Fenster in dem Laboratoriumsraume schlossen sehr unvollkommen, so daß man an kühlen Tagen beständig in Zugluft an den Tischen arbeiten mußte. Der Obduktionsraum lag nach der Sonnenseite; oft habe ich da im Sommer meinen Kollegen seines Amtes walten sehen, während ihm der Schweiß von der Stirne

rann, und das ist, während die Hände mit der Leiche zu tun haben, wirklich keine Annehmlichkeit.

Uns Beiden war bei unserer Berufung ein neues Institut versprochen worden und wir hatten uns dahin geeinigt, daß wir beide Anstalten in einem Gebäude unterbringen wollten, so daß die Leichenräume, die Hörsäle, die Zentralheizung, die Pförtnerwohnung für beide gemeinsam wären, alles übrige aber getrennt. Den Plan dazu hatten wir in den Grundzügen bald nach unserem Eintreffen in Straßburg entworfen in der sicheren Erwartung, daß mit dem Neubau alsbald begonnen werden würde. Aber wir hatten unsere Rechnung ohne den Wirt, d. h. diesmal ohne die Regierung gemacht, die uns — und ich kann das nicht ohne Vorwurf sagen — noch mehrere Jahre warten ließ und, wer weiß, noch länger hätte warten lassen, wenn wir Beide nicht in die Lage gekommen wären, einen starken Druck auszuüben, namentlich Recklinghausen, der ja auch am übelsten daran war. Er erhielt, als Rokitansky, der berühmte Wiener Pathologische Anatom, in den Ruhestand getreten war, den Ruf, sein Nachfolger in Wien zu werden. Da brachte er, und mit Recht, das ihm gemachte Versprechen in Erinnerung, reiste nach Wien, um sich an Ort und Stelle von der Lage der Dinge zu überzeugen, denn so leicht schlug damals wohl kein Pathologischer Anatom einen Ruf nach Wien als Nachfolger Rokitanskys aus. Recklinghausen war es aber doch eine Ehrenpflicht, nicht gleich wieder Straßburg den Rücken zu kehren. Wir waren auch alle der Meinung, daß wir die Pflicht hätten, als erst berufene Lehrer einmal die Universität in vollen Betrieb bringen zu helfen, bevor wir, gegebenen Falles, einen weiteren selbst vorteilhafteren Ruf annähmen. Das war auch die Auffassung der Reichsregierung. Als Recklinghausen von Wien zurückkehrte, wurde ihm die bindendste Versprechung gegeben, daß mit dem Neubau seines Institutes sofort begonnen werden solle. Er bestand darauf, daß, nach unserem vorhin mitgeteilten Plane, das Anatomische Institut gleichzeitig mit dem Pathologischen gebaut werden müsse. Zum Überfluß hätte auch ich dieser Forderung Nachdruck geben können; denn als nun Recklinghausen in Wien endgültig ablehnte, hatte man ihn vom Kreise der dortigen Kollegen aus ersucht, bei mir anzufragen, ob ich nicht etwa geneigt wäre, die Nachfolgerschaft Rokitanskys zu übernehmen. Ich lehnte, so ehrenvoll es für mich sein mußte,

das Vertrauen der Wiener Kollegen zu besitzen, ab und bat Recklinghausen, dies nach Wien zu berichten. Die Aussicht, in Straßburg schöpferisch wirkend aufzutreten, dort mit Recklinghausen, den ich von Tag zu Tag mehr schätzen und als wahren Freund kennen lernte, zusammen unter einem Dache zu arbeiten, ließ alles andere in den Hintergrund treten. Die nun kommenden Straßburger Jahre sind die schönsten meines Lebens geblieben. Recklinghausen und ich paßten gut zusammen: Beide von der roten Erde Westfalens, Beide mit den gleichen fachmännischen Interessen, denn Recklinghausen war ein ebenso guter Anatom wie Patholog und ich hatte ja die gleichen Arbeitsfelder. Wir vertrauten einander vollständig. Oft habe ich noch den Obduktionen Recklinghausens beigewohnt. Bei meinen Arbeiten zog ich sein reiches Wissen und sein mitunter auch wohl hyperkritisches Urteil zu Rate, ebenso wie er fast nichts arbeitete, ohne mir davon Mitteilung zu machen, mir seine Präparate zu zeigen und sich mit mir darüber zu besprechen. Unsere Sammlungen in einem Hause standen Jedem jeder Zeit zu Gebote. Ich hatte jeden Tag Gelegenheit, frisch gewonnene Präparate aus dem Pathologischen Institute zu erlangen, ebenso wie ich pathologische Befunde an den Leichen, die dem Anatomischen Institute überwiesen waren, alsbald Recklinghausen mitteilte und sie ihm auf Wunsch überließ. Dies Zusammenarbeiten des Pathologischen mit dem Normalen Anatomen hat große Vorteile. Jedenfalls würde ich empfehlen, bei Neueinrichtungen von Universitäten, das Normal-Anatomische mit dem Pathologischen Institut dicht zusammenzulegen. Soll es unter einem Dache sein, dann müssen sich die beiden Anstaltsvorstände allerdings so gut verstehen, wie Recklinghausen und ich unserer Zeit, was nicht für Alle gesichert werden kann.

Wenn eines mir den Abschied von Straßburg schwer gemacht hat, so war es die Trennung von Recklinghausen. Ihm, das empfand ich, ging die Trennung von mir auch ans Herz. Recklinghausen war kein Mann vieler Worte, er hielt es mehr mit Taten. Ich vergesse ihm nie die Art, wie er Abschied von mir nahm, als ich Straßburg verließ. Den letzten Tag meines Aufenthaltes dort in meiner Stellung als Leiter der Anatomischen Anstalt brachte ich in dieser zu, um noch dies und jenes zu ordnen, mir noch einmal alle von mir der Sammlung einverleibten Präparate anzusehen und mich vom Per-

sonal der Anstalt zu verabschieden. Als ich schweren Herzens das mir lieb und wert gewordene Haus verließ, dunkelte es bereits. Ich sah auf der Straße einen Mann auf und ab gehen und als ich ihm näher kam, erkannte ich Recklinghausen. Stumm trat er an meine Seite und reichte mir die Hand. Wir gingen zusammen heim bis zu meiner Wohnung und wechselten nur wenige Worte; ich wußte auch so, was mir Recklinghausen sagen wollte. Noch ein fester Händedruck und wir schieden.

Wir schieden, aber nicht für immer. Mir war Straßburg so lieb und wert geworden, daß ich bis zum Ausbruch des jetzigen Weltkrieges kein Jahr vorübergehen ließ, ohne Straßburg für einige Tage besucht zu haben. In erster Linie galt mein Besuch Recklinghausen und seiner Familie und das war mir stets ein Festtag. Ihm, ich darf es wohl sagen, auch. Dann taute er auf, die Universitätsangelegenheiten, die Dinge im Elsaß, die eigenen Pläne und Arbeiten, die Familien und gemeinsamen Freunde gaben reichen Stoff zur Unterhaltung und man sprach sich offen aus, wie es unter wahren Freunden sein muß. Bei einem solchen Besuche war gerade auch Rudolf Virchow in Straßburg anwesend. Ich war mit Recklinghausen im Pathologischen Institut, wo er mir in seinem Zimmer einen Kinderschädel zeigte, den er auf einem Tische neben dem Eingang in sein Arbeitszimmer liegen hatte. „Sehen Sie sich den Schädel einmal an,“ sagte er zu mir, „daran ist etwas Besonderes, worüber ich mir aber noch nicht völlig klar bin; ich habe ihn mir deshalb hier auf den Tisch gelegt, damit ich täglich öfters an ihn erinnert werde.“ Ich nahm den Schädel zur Hand, betrachtete ihn mir genau, sah auch wohl, daß er nicht normal war, vermochte aber auch keine bestimmte Diagnose abzugeben. Einige Zeit später kam Virchow. Wir Beide gingen ihm entgegen und Recklinghausen führte ihn in sein Zimmer; ich folgte. Virchow und Recklinghausen waren im Gespräch, als sie das Zimmer betraten, über andere Dinge, als über den Schädel, von dem Virchow nichts wußte. Als er mit Recklinghausen an dem Tische vorbeiging, streckte er mitten im Gespräch die Hand nach dem Schädel aus, nahm ihn im Weiterschreiten einen Augenblick vors Auge und sagte: „Da haben Sie ja ein ausgezeichnetes Stück von“ . . . — leider kann ich mich nicht mehr entsinnen, um was es sich handelte. — Der Schädel wurde wieder an seinen Platz gelegt; es war von ihm

nicht weiter die Rede. Als Virchow sich später empfahl, geleiteten wir Beide ihn wieder zur Haustür und kehrten in Recklinghausens Zimmer zurück. Recklinghausen nahm den Schädel sinnend in die Hand, legte ihn wieder hin und sagte zu mir: „Der Alte sieht doch noch mehr, als wir Beide!“ Darin gab ich ihm vollkommen recht. Ich habe in meinem Leben kaum einen Biologen kennen gelernt, der eine so scharfe und sichere Beobachtungsgabe hatte, wie Rudolf Virchow.

Meine Besuche in Straßburg galten, außer der Familie Recklinghausen, insbesondere den Hinterbliebenen meines früheren Kollegen Joessel, dann meinem Nachfolger im Amte, Gustav Schwalbe, zu dem ich auch in ein freundschaftliches Verhältnis trat, dem Zoologen Alexander Goette, Nachfolger von Oskar Schmidt, den beiden Ophthalmologen Laqueur und Jakob Stilling, Sohn von Benedikt Stilling in Kassel, dem deutschen Bahnbrecher in der Erforschung des feineren Baues des Zentralnervensystems. Jakob Stilling hatte das Interesse für die anatomisch-physiologische Untersuchung dieses Organs geerbt und hat mir manches schöne Präparat geschenkt. Besonders nahe traten die Meinigen mit mir zur Familie meines Hausarztes, Professors Oswald Kohts, der als Assistent Leydens von Königsberg nach Straßburg gekommen war und später dort die Professur für Kinderheilkunde erhielt. Mit Kohts befreundet war der Assistent v. Recklinghausens, Friedrich Wilhelm Zahn, der später Pathologischer Anatom in Genf wurde, dann Paul Zweifel, Assistent Gusserows, der noch heute als Kliniker in Leipzig wirkt. Mit allen diesen jungen frischen Kräften, die sich sämtlich zu ehrenvollen Lebensstellungen durchgearbeitet haben, trat ich in gute Beziehungen, die sich zu freundschaftlichen gestalteten. Zahn nahm sich später in Genf meiner beiden Töchter, die dort eine Pension zur Ausbildung im Französischen, Englischen und Italienischen besuchten, in bester Weise an und führte sie in seine Familie ein. So kam es, daß wir auch später noch in Verbindung blieben und ich ihn in Genf mehrere Male besuchte. Mit Freund Kohts habe ich manche Fußwanderung im Schwarzwalde und in den Vogesen, dem Wasgenwalde, gemacht. Auch über die alte St. Gotthardstraße bis nach Mailand hinunter sind wir einmal, manche Strecken zu Fuß, gewandert.

Nach und nach lichteten sich die Reihen der erstberufenen Straß-

burger Kollegen und Freunde. Zuerst verließen, wie schon berichtet, Leyden und Gusserow die Argentina, um in Berlin ihre Laufbahn zu beschließen; dies war schon vor meinem Weggange von Straßburg. Dann starb Joessel; ihm folgten Lücke und Goltz. Später traf das Los Laqueur und Stilling, dann Recklinghausen und Kuhn, der im Anatomischen Institut jahrelang seinen ständigen Arbeitsplatz hatte. Zahn und Zweifel verließen Straßburg. Oskar Schmidt, mit dem wir auch Familienverkehr pflegten, ging vorzeitig in den Tod. Sein Sohn Erich, später mein Kollege in Berlin und Rektor im Jahre der 100 jährigen Jubelfeier der dortigen Universität, wo er seines Amtes meisterlich waltete — es war eine schöne Abendröte für sein bald endensollendes noch junges Leben — trat damals in Straßburg als „Aias“ in der danach genannten Tragödie des Sophokles auf, die aus einem festlichen Anlaß von Gymnasiasten gespielt wurde. Die Aufführung fand so viel Beifall, daß sie mit gleichem Erfolge wiederholt wurde. Der junge Erich Schmidt gab seine Rolle in vollendeter Weise, wie mir noch heute in lebhafter Erinnerung geblieben ist.

Lichtete sich so der Kreis der mit mir zur Gründung der Universität Berufenen, so kamen neue Männer hinzu; mit einigen von ihnen gewann ich wiederum treue Freundschaft. Besonders nahe trat ich Kussmaul. Seine mit Recht berühmt gewordenen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ haben mich angeregt, mit diesen Blättern zu versuchen, ob ich nicht, zunächst für meine Angehörigen und die wenigen mir noch lebenden alten Freunde und Bekannten etwas hinterlassen könnte, was ihnen liebe, aber vielleicht verblaßte Erinnerungen wieder belebte. Kussmaul pflegte, wenn er seine klinischen Verpflichtungen erledigt hatte, zu mir auf die Anatomie zu kommen, wo er wußte, daß ich zu dieser Zeit sicher zu treffen sei, sich mit mir über unsere eigenen Arbeiten und andere medizinische Dinge, aber auch in gemütlichem Plaudertone, der ihm in selten fesselnder Weise eigen war, über sonstige Erlebnisse und über die Tagesereignisse zu unterhalten. So verdanke ich ihm manche anregende und erquickliche Stunde. Eines von Kussmauls eigenen Erlebnissen mag hier mitgeteilt sein:

Der verstorbene Großherzog Friedrich von Baden, sicher einer der achtens- und liebenswertesten Fürsten seiner Zeit, war, als Kussmaul bereits von Freiburg nach Straßburg übersiedelt war, an einem

schweren Typhus erkrankt. Der Leibarzt des Großherzogs, Dr. Tenner, war Kussmauls Freund, Studien- und Arbeitsgenosse; er veranlaßte, daß Kussmaul als ärztlicher Berater zugezogen wurde. Als dieser, der am Großherzoglichen Hofe gut bekannt und angesehen war, bei dem hohen Kranken erschien, fand er die Großherzogin am Bette ihres Gemahls, ihn besorgt überwachend und ihn öfter anredend. Kussmaul merkte, daß die um den Kranken, wie er bald erfuhr, fast ständig weilende besorgte Frau in ihrer Sorge des Guten zu viel tat und er bat, nachdem er einige Fragen an den Kranken gerichtet hatte, die Großherzogin, ihm in ein anstoßendes Zimmer zu folgen, um ihr, wie er vorwandte, einige Verhaltensmaßregeln für die Besorgung des Kranken zu geben. Er sagte ihr da, daß vor allem bei solchen Fällen die größte Ruhe nötig sei und daß es sich deshalb empfehle, den Kranken möglichst viel allein unter der Obhut seines Arztes und eines Wärters zu lassen. Die Frau Großherzogin betonte darauf, daß es doch vorzugsweise ihre Sorge sein müsse, über ihren Gemahl zu wachen und seine Pflege zu übernehmen, sie möge sich das nicht nehmen lassen. Da sagte ihr Kussmaul, daß er das zwar vollkommen anerkenne, daß jedoch die Krankheit sich noch lange hinziehen könne und es deshalb Pflicht der hohen Frau sei, sich selbst frisch und leistungsfähig zu erhalten; namentlich möge sie sich die Nachtruhe gönnen. Auf Dr. Tenner und dessen Anordnungen könne sie sich unbedingt verlassen. Diese Nacht werde er selbst im Nebenzimmer des Kranken die Wache übernehmen. Es gelang Kussmaul, der in seinem ganzen Wesen als Arzt und als Mensch etwas so Beruhigendes und Vertrauen Einflößendes hatte, wie ich es bei keinem anderen Arzte in meinem Leben gesehen und selbst empfunden habe, die Großherzogin zu überzeugen. Er begab sich darauf allein in das Krankenzimmer zurück, ließ alle um den Kranken Anwesenden, außer Tenner und dem alten Leibdiener des Fürsten, das Zimmer verlassen, untersuchte den Kranken genau, bettete ihn dann selbst mit Hilfe Tenners und des Dieners und sagte dem Großherzog, er halte es für das Richtigste, wenn hauptsächlich der Leibdiener zur Pflege anwesend sei; die Großherzogin bedürfe der Ruhe, die er ihr dringend empfohlen habe. Darauf reichte der Kranke Kussmaul die Hand, sah ihn verständnisvoll an und sagte: „Ich danke Ihnen!“

Ich erwähnte vorhin die so sehr überzeugende und beruhigende Art Kusssmauls im Umgange mit Kranken oder deren Angehörigen. Ich möchte hinzufügend sagen, daß Kusss Maul in seinem Auftreten als Arzt etwas so fast wunderbar Wirkendes hatte, daß seine Patienten, wenn sie ihn nur ansahen, sich halb genesen fühlen mußten. Wenn man von geborenen Ärzten spricht, so gehörte Kusss Maul in erster Linie zu ihnen.

Ebenso wie mit Gusserow, trat ich mit W. A. Freund, der mir ja von Breslau her schon vertraut war, in lebhaften wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr. Im Hause Freunds, der ein großer Musikliebhaber und Kenner der Tonkunst war, wurde wieder eifrigst meiner Lieblingskunst gehuldigt, wie seiner Zeit in Breslau bei Freunds Rivalen Spiegelberg. — Gusserow hatte in Straßburg seine Glanzzeit; er war ein ausgezeichnete Lehrer und Kliniker. Von allen Seiten kamen die jungen angehenden Fachgenossen, um seine Lehrweise kennen zu lernen. Freund wie Gusserow sollte ich in Berlin später wieder treffen.

Ich setzte von Berlin aus meine jährlichen Besuche in Straßburg fort, bis ihnen der Ausbruch des Krieges am 4. August 1914 ein Ziel setzte. Soll es mir vergönnt sein, die alte schöne Stadt nochmals zu betreten? — Ich darf es nach den über uns verhängten Friedensbedingungen und bei meinem hohen Alter nicht mehr hoffen. — 1914 war zum 1. August mein Besuch dort schon geplant. Freund Schwalbe beging an diesem Tage seinen 70. Geburtstag und trat zugleich von seinem Lehramte zurück. Ich wollte der dazu geplanten Festveranstaltung beiwohnen, wobei ich zugleich meine Kollegen Goette und Schmiedeberg, sowie die hinterbliebenen Angehörigen Joessels, v. Recklinghausens und Stillings wiedersehen konnte. Von Straßburg wollte ich dann nach Lyon reisen, um an der zum 5. August aus gleichem Anlasse, wie für Schwalbe, geplanten Feier für meinen dortigen Kollegen Renaut, den ich sehr schätzte, teilzunehmen. Obwohl seit der Ermordung des Erzherzogspaares Franz Ferdinand von Österreich die Luft kriegsschwül war, glaubte ich immer noch nicht, daß der Krieg unvermeidlich sei und wollte am 31. Juli noch abreisen; da kam die Erklärung der Kriegsbereitschaft und machte allen Friedensplänen ein jähes Ende. Ich bin seither wegen der durch den Krieg bedingten Reiseschwierigkeiten nicht

wieder in Straßburg gewesen, traf aber mit Freund Schwalbe und dessen Frau 1915 in Baden-Baden zusammen, wo wir zwei Wochen im selben Gasthofe weilten. Auch Kollegen Schmiedeberg sollte ich dort zu meiner großen Freude wiedersehen, den letzten aus den 1872 nach Straßburg berufenen Mitgliedern der Medizinischen Fakultät, der noch in Straßburg im Amte war und nebst mir von allen damaligen Kollegen noch lebte. Schwalbe und dessen Gattin sind bald nach unserem letzten so angenehmen Badener Zusammensein aus dem Leben geschieden.

Im ersten Semester ihres neuerweckten deutschen Bestandes zählte die Straßburger Universität rund 250 Studierende. Ich hielt eine Vorlesung über die Anatomie des Zentralnervensystems vor 12 Zuhörern und gab einen mikroskopisch-anatomischen Kursus. Im darauffolgenden Winterhalbjahre fing dann der volle Betrieb an. Langsam, aber stetig wuchs die Zahl der Studierenden in allen Fakultäten; auch die jungen Elsässer, die sich anfangs noch zurückgehalten hatten, kamen heran und erwiesen sich vielfach als fleißige und tüchtige Leute. Mehrere von ihnen haben bei mir und meinen Kollegen gute eigene Laboratoriumsarbeiten zu Wege gebracht; ich nenne unter anderem die Dissertationen Dr. Paul Meyers über die Anatomie der Gehörschnecke, Dr. Sorgius' über die Lymphbahnen der Brustdrüse und Dr. Jaeger-Lüroths, der, wie auch Paul Meyer, Assistent am Anatomischen Institut wurde, über die Regio thyreoidea. Aber auch aus dem übrigen Deutschen Reiche kam uns guter Zuwachs, aus dem ich sechser hier gedenken will, des späteren Berliner Anatomen Hans Virchow, des Berliner Chirurgen Werner Körte, des Berliner Urologen Karl Posner, des Frankfurter Neurologen Ludwig Edinger und Paul Ehrlichs. Die beiden Letzgenannten zusammen mit Karl Weigert bildeten mein „Frankfurter Kleeblatt“, wie ich sie gern nannte, da sie später alle drei sich in Frankfurt a. M. zusammenfanden. Als sechsten der Straßburger Schüler führe ich den späteren Hamburger Dermatologen Paul Unna hier an. Alle Genannten waren meine Schüler in Straßburg, außer Weigert, den ich schon in Breslau, wie berichtet, gewonnen hatte. Hans Virchow, Edinger und Unna arbeiteten auch in meinem Laboratorium. Paul Ehrlich aus Strehlen in Schlesien, ging, als Siebzehnjähriger schon mit dem Reifezeugnis vom Gymnasium entlassen,

mit mir nach Straßburg. Sein Vater hatte ihn mir empfohlen und ich gab ihm gern Zutritt in mein Haus. Er nahm an meinen Vorlesungen und an meinem mikroskopischen Übungskursus teil. Jeder Teilnehmer bekam einen eigenen Arbeitstisch mit Mikroskop und den nötigsten Materialien. Viermal wöchentlich wurde in zwei aufeinanderfolgenden Stunden von mir und meinem Assistenten den Studierenden die nötige Anleitung gegeben; sie konnten dann täglich an ihrem Arbeitstische freihändig weiter arbeiten, so oft sie von morgens 9 bis abends 6 Uhr wollten. Auch in dieser Zeit wurde von mir und vom Assistenten zu den Stunden, in denen von der freien Arbeit am meisten Gebrauch gemacht zu werden pflegte, noch Unterweisung erteilt. Ich bemerkte nun bald, daß Ehrlich jeden Tag stundenlang an seinem Tische arbeitete, völlig in seine mikroskopischen Beobachtungen vertieft. Sein Tisch bedeckte sich dabei nach und nach mit Flecken in allen Farben. Als ich ihn eines Tages wieder so sitzen sah, ging ich auf ihn zu und fragte ihn, was er da mache, daß sein Tisch so in allen Regenbogenfarben schillere. Da sagte der junge Student des ersten Semesters, der in diesem Kursus seinen ersten akademischen Unterricht genoß: „Ich probiere.“ Ich sagte darauf, ihm freundlich zunickend: Na, dann probieren Sie nur weiter!“ Bei der Durchsicht der von ihm ohne besondere Unterweisung hergestellten Präparate sah ich bald, daß ich in Ehrlich einen außergewöhnlich begabten Schüler hatte. Er verlangte auch sehr selten einen Rat, sondern arbeitete gleich von Anfang an fast ganz selbständig. Solchen Schülern braucht man nur den Anfang des gebahnten Weges zu zeigen, sie durchlaufen ihn rasch, ohne weitere Führung und bahnen sich bald neue Wege. Auch H. Virchow, Weigert und Edinger gehörten zu diesen höchst schätzbaren und willkommenen Schülern, die man mit Freuden unterrichtet. Ihnen gesellte sich Unna zu, der in gleicher Weise bald selbständig weiter arbeitete. Ich freue mich, ihn noch in voller Frische unter den Lebenden zu wissen, während mein Frankfurter Kleeblatt entblättert ist. Weigerts Blatt fiel zuerst, dann folgte Ehrlich und jüngst Edinger.

Auch das Ausland lieferte mir nach Straßburg eine ansehnliche Zahl tüchtiger Schüler, von denen mehrere meine Assistenten wurden. Ich nenne v. Mihalkovics, Geza, später Ordinarius der Anatomie

in Budapest, Pertik, Otto, später Ordinarius für Pathologische Anatomie in Budapest, beide treue Freunde meines Hauses. Pertik war zuerst Assistent bei mir, dann bei Recklinghausen, Mihalkovics Assistent nur bei mir. Aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas arbeiteten bei mir Peabody, Longworth und Lanterman, der die nach ihm benannten kerbförmigen Bildungen der markhaltigen Nervenfasern im Straßburger anatomischen Laboratorium entdeckte, die gleichzeitig und völlig unabhängig von Schmidt in New-Orleans aufgefunden wurden. Aus Chile kam mir Vicente Izquierdo, später Ordinarius für Anatomie in Santiago de Chile, aus Belgien Renson, aus Italien Guglielmo Romiti, Ordinarius der Anatomie in Pisa, aus Rußland Georg v. Rein, später Ordinarius der Gynäkologie in Kiew, dann in St. Petersburg, wo er auch Präsident des Medizinalrats und Arzt am Hofe des Zaren Nikolaus II. wurde. Rein hat sich wissenschaftlich während seiner Straßburger Zeit ausgezeichnet durch anerkannte Arbeiten über die Befruchtung des Kaninchen-Eies und über die Entwicklung der Brustdrüse. Aus Japan kam Joschikijo Koganei, der dann mit mir nach Berlin übersiedelte, wo er mein Assistent wurde, um später den Lehrstuhl für Normale Anatomie in Tokyo einzunehmen. So gestaltete sich das wissenschaftliche Leben und Treiben in dem Straßburger Anatomischen Institute zu einem frischen und erfolgreichen. Hinzu kamen häufige Besuche von Kollegen aus dem Inlande und dem Auslande, die gern der neubelebten Universität ihren Besuch machten, wobei sie zugleich Deutschland und Frankreich berührten. Von der großen Zahl dieser Besucher nenne ich nur aus Deutschland Henle, Kölliker, Max Schultze und Ellenberger, jetzigen Direktor des Physiologischen Institutes der Tierärztlichen Hochschule in Dresden, aus der Schweiz His und Aeby, von Engländern John Struthers, Anatom in Aberdeen. Die fünf Letztgenannten erwähne ich, weil ich sie bei diesen Besuchen zuerst kennen lernte und sich hieraus dauernde nähere Beziehungen entwickelten, die insbesondere bei Max Schultze, His und Struthers einen freundschaftlichen Charakter annahmen. Henles Urteil über das neugebaute Straßburger Anatomische Institut erwähnte ich bereits; ich füge hier noch hinzu, daß mein Nachfolger Schwalbe seinen Antrag, ein besonderes Anatomisches Institut erbaut zu sehen, unter anderem

damit begründete, daß das bestehende zu klein sei. So erheblich waren die Bedürfnisse der Straßburger Universität gewachsen.

Max Schultze gab zu dieser Zeit seine berühmten Untersuchungen über den Bau der Netzhaut heraus. Er pflegte fast jedes Jahr zum Besuche seines Bruders nach Straßburg zu kommen, wozu ihm die Fastnachtstage, die damals in Bonn noch „Dies academici“ waren, Gelegenheit gaben. Er brachte dann immer längere Zeit in der Anatomie bei mir zu, was mir die seit langem erwünschte Gelegenheit gab, dem berühmten Forscher und ausgezeichneten Manne näher zu treten. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, mit welchem Interesse er die Präparate betrachtete, die ich von der Retina eines Chamäleon-Auges gefertigt hatte. Dr. Sachs aus Kairo hatte mir ein Chamäleon mitgebracht, welches ich längere Zeit in meinem Instituts-Arbeitszimmer lebend erhielt, schließlich jedoch tötete, um Präparate aus der ganz frischen Netzhaut zu gewinnen. Interessant war es, das Tier im Leben zu beobachten. Es saß meist völlig regungslos in seinem großen Käfige, in welchen ich täglich einen frischen belaubten Zweig einbrachte. Sein Körper nahm bald nach dem Einbringen des Zweiges die Laubfarbe an, so daß man das Tier unter dem Laube nicht gut erkennen konnte. Das einzig Bewegliche an ihm waren dann die Augen, die fortwährend hin und her bewegt wurden bei regungslos bleibendem Kopfe und Rumpfe. Dabei machte es einen besonders merkwürdigen Eindruck, wenn das eine Auge nach vorwärts, das andere gleichzeitig nach rückwärts gerichtet war. Befand sich ein Insekt — meist wurden Fliegen eingesetzt — in dem Käfig und verhielt sich ruhig, so wurde es von dem Chamäleon anscheinend nicht beachtet. Rührte die Fliege aber nur eines ihrer Beinchen in kaum bemerkbarer Weise, so richteten sich beide Augen des Chamäleons auf sie und dann war sie verloren, falls sie in Schußweite war. Denn unmittelbar nachher schleuderte das Chamäleon seine lange Zunge auf die Fliege, die an ihr kleben blieb, und zog sie so in sein Maul. War die Fliege in richtiger Schußweite, und darüber schien sich das Chamäleon nicht zu täuschen, so habe ich niemals einen Fehlschuß gesehen. Es macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, das regungslose Tier mit den fortwährend nach allen Seiten, und zwar links und rechts oft verschieden, umherrollenden Augen zu beobachten und dann die mit tödlicher Sicherheit hervorschnellende

Zunge zu sehen, währenddem das Tier selbst regungslos blieb. Es mag vielleicht Diesen oder Jenen interessieren, meine Erfahrungen an diesem doch selten zur Beobachtung kommenden merkwürdigen Tiere kennen zu lernen, so habe ich sie denn hier mitgeteilt.

Ich gedenke als charakteristisch für die damaligen Straßburger Verhältnisse noch einiger Erlebnisse in der Anatomischen Anstalt und in dem alten ansehnlichen Straßburger Bürgerspitale.

Nach Übernahme der Verwaltung der Anatomie erkundigte ich mich bei dem ersten Diener der Anstalt, dem schon genannten Toni Adam, woher man den Spiritus für die Präparate bezogen habe. Mir wurde der Bescheid zu Teil, den habe seit Jahren eine Frau geliefert und man sei mit der Ware und dem Preise stets zufrieden gewesen. Also ließ ich es dabei; der Spiritus wurde weiter geliefert, war gut und preiswürdig und ich überließ alles dem Diener Toni, wie es bisher gewesen war, ohne mich weiter darum zu kümmern. Ich hielt die Frau für die Inhaberin oder Angestellte eines kaufmännischen Geschäfts in Straßburg. Da kam nach einigen Jahren Toni zu mir und sagte, es sei etwas für die Anatomie sehr Schlimmes vorgekommen, die Frau, die der Anstalt den Spiritus geliefert habe, sei gestorben. Nun, sagte ich, das tut mir zwar für die Frau und ihre Angehörigen leid, für die Anatomie habe das doch wohl keine besondere Bedeutung, man wende sich dann an ein anderes Geschäft, oder es bringe eben vom selben Geschäft ein anderer die Ware. Ja, meinte darauf, etwas zaghaft, der Toni, das mit der Frau habe aber eine eigene Bewandnis gehabt, sie hätte den Spiritus von Kehl hereingebracht und zwar so, daß er keine Steuer gekostet habe. Nun wurde ich doch neugierig und fragte nach, wie sie das denn angestellt habe? Von Kehl aus, hieß es da, hätte der Spiritus zweimal Steuer bringen müssen zur Zeit als Straßburg noch unter französischer Herrschaft stand, einmal die Landessteuer und dann die städtische Steuer beim Eingange in die Stadt, das sogenannte Octroi. Nachdem Straßburg wieder eine deutsche Stadt geworden war, blieb immer noch die nicht unbedeutliche städtische Eingangssteuer. Ich erfuhr nun zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die Frau sich aus dünnem Blech eine Art Küraß hatte machen lassen, den sie unter ihrer Oberkleidung auf der Brust trug und der etwa 5 bis 6 Liter Spiritus faßte. Vorn in dem Küraß befand sich ein kleiner, leicht verdeckt zu haltender

Hahn, mittelst dessen sie den Spiritus auslaufen lassen konnte. Sie kam mit ihrem gefüllten Kürab fast täglich ein oder auch mehrere Male von Kehl nach Straßburg hinein und hatte so die Anatomie und wahrscheinlich auch noch andere Anstalten und Geschäfte versorgt. Die Sache war, da Jedermann geschwiegen hatte, unbemerkt geblieben. Toni meinte ganz unbefangen, man müsse doch sehen, ob man nicht wieder einen solchen Lieferanten finden könne und schien sich etwas zu wundern, als ich ihm erklärte, auf derartige Bezüge könne man sich nicht einlassen. Unser Spiritus wurde damit allerdings teurer.

Das altberühmte Straßburger Bürgerspital, in welchem die Kliniken untergebracht wurden wie zu französischer Zeit, war zugleich Altersversorgungs-Anstalt für die unbemittelte Bevölkerung. Das Spital verfügte über reiche Mittel und die materielle Verpflegung der Kranken und Hospitaliten war eine gute. Neben den Kliniken bestanden auch eine Reihe nicht klinischer Abteilungen für die verschiedenen Krankheiten, insbesondere für innere und chirurgische, wie das ja auch in anderen großen Krankenhäusern von Universitätsstädten in Deutschland der Fall ist. Eine gewisse Rivalität zwischen den Leitern der klinischen und nicht klinischen Abteilungen der gleichen Krankenarten bestand und besteht wohl überall; sie hatte auch im französischen Straßburg bestanden, wurde aber recht fühlbar, als die klinischen Abteilungen von den deutschen Universitätsprofessoren übernommen wurden, während die nichtklinischen unter der Leitung ihrer bisherigen Vorstände blieben. Die Gesamtleitung des Spitals lag in der Hand der „Spitalskommission“, deren einflußreichste Mitglieder, die Herren Sengenwald und Klein, dieser Apothekenbesitzer, damals viel genannt wurden. Alle Verwaltungssachen der einzelnen Abteilungen mußten durch die Kommission gehen. So lag denn der medizinischen Fakultät viel daran, in dieser Kommission vertreten zu sein. Die Kommission wehrte sich anfangs und es bedurfte längerer Überlegung, bis die Regierung sich dazu entschloß, dem Wunsche der Fakultät zu entsprechen und aus ihr ein weiteres Mitglied in die Spitalskommission hineinzubringen. Die Fakultät schlug mich vor und ich wurde auch ernannt. Von da ab nahm ich einige Jahre an den Sitzungen der Kommission als gleichberechtigtes Mitglied regelmäßig teil.

Ich kann nur sagen, daß die Kommission in ihrer Verwaltungstätigkeit in durchaus anerkennenswerter Weise arbeitete, bei etwaigen Forderungen der Fakultät sich aber meist wenig entgegenkommend zeigte. Es gelang mir zwar in den meisten Fällen Wünsche zur Berücksichtigung zu bringen und Konflikte ausgleichen zu helfen; dennoch wurde ein solcher Fall, wo, ungeachtet meiner auf besonderen Wunsch der Fakultät vorgebrachten Einsprache, die Mehrheit der Kommission uns entgegentrat und die Regierung dem Mehrheitsbeschlusse beitrug, die Veranlassung, daß ich aus der Kommission im Einverständnis mit der Fakultät wieder ausschied. Zu persönlichen Schwierigkeiten ist es indessen zwischen den übrigen Mitgliedern der Kommission und mir nicht gekommen.

Die Verhandlungen bei den Sitzungen wurden von den von früher her in der Kommission gewesenen Mitgliedern in französischer Sprache weiter geführt. Ich sprach selbstverständlich deutsch und man antwortete mir, so lange ich in die Verhandlungen eingriff, auch deutsch, sprachen dabei aber die älteren Mitglieder miteinander, so kam wieder das Französische an die Reihe. Dies manchmal etwas komisch wirkende Durcheinander von Deutsch und Französisch war damals etwas ganz Charakteristisches, insbesondere für Straßburg und die unterelsässischen Städte. In den oberelsässischen Städten, insbesondere in Mülhausen, herrschte das Französische vor, auf dem Lande aber überall das Deutsche in der alamannischen Mundart. In den Städten konnte man es sehr häufig hören, wie die Bürger sich beim Glase Wein oder Bier, wobei es sonst ganz nach echt deutscher Art herging — es hieß auch immer zur Kellnerin: „Noch e Schoppe“ oder „Noch e Schöppele“ — unterhielten und einen Satz französisch anfangen und deutsch beendeten oder umgekehrt, etwa wie: „Geschtern bin ich in Kolmar gewest et j'ai visité mon fils, vous savez, beim Herrn Meyer, le charcutier“ und ähnliches. So ging es auch in der Spitalskommission zu, wenn mit Straßburger Bürgern verhandelt wurde. Kamen aber die Leute vom Lande, die meist weder französisch sprechen konnten, noch es verstanden, dann mußten sich wohl oder übel meine Herren Kollegen auch bequem deutsch zu sprechen, selbstverständlich in elsässischer Mundart, die übrigens dasselbe anheimelnde hat, wie die alamannischen Sprechweisen überhaupt. Dasselbe gilt wohl auch von der niederdeutschen Volkssprache, insbesondere

wie sie in Neuvorpommern und Mecklenburg gesprochen wird und durch Fritz Reuter verewigt ist. Mir sind jetzt durch den Aufenthalt im Elsaß und durch meine westfälische Heimat beide Mundarten geläufig und ich befinde mich oft im Zweifel darüber, welche ich lieber habe.

Bei den Verhandlungen in der Spitalskommission fiel mir damals ein biederer unterelsässischer Bauersmann auf, der öfters von seinen ländlichen Erzeugnissen zum Verkauf brachte. Er bemühte sich auch, etwas französisch zu sprechen, brachte es aber nicht viel weiter, als „weu, weu“ zu sagen, womit er „oui, oui“ zum Ausdruck bringen wollte. Ein derartiges Französisch konnte man damals im Elsaß vielfach radebrechen hören. Am liebsten war es den Leuten vom Lande, den Handwerkern und Gewerbetreibenden, wenn man mit ihnen in ihrer Mundart sprach. In den Kaufläden wurde man als Deutscher zunächst französisch angedet, wenn man aber hartnäckig beim Deutschen blieb, so zeigte es sich, daß die Geschäftsinhaber oder deren Angestellte auch deutsch sprechen konnten. Manche der Eingewanderten verfielen in den Fehler, hier und da wohl aus einer gewissen Eitelkeit, um zu zeigen, daß sie französisch sprechen könnten, auf das Französische einzugehen. Ich nenne das einen Fehler, da doch die Elsässer alle deutsch konnten und zwar als ihre Stammsprache, es also nicht nötig war, ihnen mit dem Französischen entgegen zu kommen.

Übrigens muß ich hier einer Antwort gedenken, die ich von einer Elsässerin, der Frau des genannten Apothekers und Politikers Klein, erhielt, die gelegentlich einer Abendgesellschaft meine Tischnachbarin geworden war. Wir unterhielten uns gut und lebhaft, sie französisch, ich grundsätzlich deutsch sprechend. Im Eifer des Gesprächs kam es natürlich vor, daß meine Nachbarin das eine oder das andere Mal ins Deutsche fiel oder ich ins Französische und so nahm ich denn die Gelegenheit wahr, als Frau Klein einmal in deutscher Sprache längere Zeit die Unterhaltung fortgesetzt hatte, ihr zu sagen, wir möchten doch beim Deutschen bleiben. Sie erwiderte mir: „Sehr gern, aber, wenn ich Sie sprechen höre, das reine Deutsch, wie wir es hier in den Büchern lesen und damit das Deutsch vergleiche, wie wir es im Elsaß zu sprechen gewohnt sind, dann empfinde ich von Ihrer Seite eine Überlegenheit; diese Empfindung fällt weg, sowie

wir uns der französischen Sprache bedienen; diese ist unser Hochdeutsch.“ Man kann nicht bestreiten, daß darin etwas Richtiges liegt und daß das tatsächlich bei Vielen ein, wenn auch oft unbewußter Grund war, sobald wir unser Hochdeutsch sprachen, uns französisch zu antworten. Sprach man mit einem Elsässer in einer süddeutschen Mundart, so antwortete er sicher nicht französisch, sondern in seinen heimischen Lauten.

Das Elsaß war durch seine Einverleibung in Frankreich im größten Teile seiner Bevölkerung von der sprachlichen Entwicklung des übrigen Deutschland abgetrennt worden; es machte diese Entwicklung nicht in hinreichendem Maße mit und blieb auf der Stufe stehen, auf der sich damals das gesamte Deutschland befand. Die französische Sprache war der deutschen in ihrer Entwicklung zu einer Kultursprache weit voran; das haben wir erst viel später, seit Lessing, eingeholt. Zur Zeit Friedrichs des Großen — er selbst mag als erstes Beispiel genannt sein — war ja selbst an den deutschen Höfen und in den Kreisen der vornehmeren Gesellschaft in Deutschland das Französische zum guten Teil die Umgangssprache. Man staunt jetzt mit Recht über den schwerfälligen, weitschweifigen, kaum verständlichen Stil, in welchem damals die Erlasse der Behörden abgefaßt wurden, ja, noch heute klebt diesen Erlassen vielfach etwas von dieser Erbschaft an ⁽⁹⁾. Da war es nicht zu verwundern, daß in dem Königreiche Westfalen in der kurzen Zeit seines Bestehens so schnell die französische Sprache, namentlich in Kassel, der Residenz Jerome Napoleons, Verbreitung fand, wie ich aus den Erzählungen meines Vaters, dessen Jünglingsalter in diese Zeit fällt, weiß. Ich besitze heute noch die Grammatik, einen „Alten Meidinger“, aus der er damals französisch gelernt hat.

Einige andere sprachliche Erinnerungen aus dem Elsaß mögen hier noch Platz finden: So manche Worte, die im übrigen Deutschland einen ganz anderen Sinn bekommen haben, waren im Elsaß noch in ihrer ursprünglichen Bedeutung erhalten geblieben. So sagte man „Naslumpen“ für Nasentuch (Taschentuch), „Schmutz“ für „Schmalz“ oder auch für Fett und anderes dergleichen mehr. Komisch nahmen sich manche Aussprachen des Französischen aus, wie „Sü“ für das Geldstück „Sous“, oder der „Herr Labbé“ als Übertragung von Monsieur l'Abbé. Bei der öffentlichen meistbietenden Versteigerung

von Wirtschaftsabfällen des Bürgerspitals wurde eine kleine, etwa einer Räucherkerze an Größe gleichkommende Kerze angezündet und wenn das Bieten begonnen hatte, ausgerufen „S'erscht FÜR“, dann Pause, in der weiter geboten wurde, dann „S'zweit' FÜR“ und bis zum „Dritt' FÜR“ im Augenblicke, wo die Kerze erlosch; bis dahin konnte geboten werden.

Wenig beliebt war anfänglich unser Nickelgeld. Die Landleute und die Verkäufer auf den Marktplätzen waren die großen Sousstücke gewöhnt, man trug sie auf den Märkten offen in den Taschen und konnte sie mit den harten, arbeitsgewohnten Händen leicht fassen. Das war beim Nickelgeld unbequem. Mir sagte damals eine der Handelsfrauen: „Was soll' mer mit diese kleine Stückle anfangen, das sind jo Lotto-Bätzle!“

Jeder von uns Mitgliedern der Spitalskommission hatte eine besondere Abteilung zu verwalten. Man übertrug mir den Weinkeller. Ahnte man, daß ich mich hierfür besonders eigne? — Der große Weinkeller des Straßburger Bürgerspitals ist übrigens eine Sehenswürdigkeit. Da die Hospitaliten täglich Wein bekamen, so war der Bedarf ein sehr großer: es lagen mehrere Fässer in dem Keller, welche dem vielgenannten Heidelberger Fasse nicht viel nachgaben. Die älteren Fässer bis etwa zur Zeit der Juli-Revolution trugen deutsche Inschriften; erst von da an beginnen die französischen. Eins der Fässer zeigte den Spruch:

X. X. macht mich,
Dreitausend Maß faß ich;
Ein Schelm, der mehr verschluckt
Als er vertragen kann!

Des Namens des Küfers (X. X.) entsinne ich mich nicht mehr, auch weiß ich nicht mehr genau die Zahl der Maß anzugeben, die das ansehnliche Faß hielt; aber die beiden Schlußzeilen sind richtig. — In einer Säule des Kellers stand, in einem in diese Säule eingelassenen Raume, der mit einem Eisengitter verschlossen war, ein kleines Faß mit Wein aus einem weit zurückliegenden Jahrhundert. Damals war das Faß gefüllt worden und man unterhielt die Füllung dadurch, daß alle paar Jahre genau von derselben Weinmarke wieder zugeführt wurde. Als eine Merkwürdigkeit des Kellers war dies stets unterhalten worden. Als behagendes Getränk kam dieser Wein nicht in

Betracht; er hatte den Firngeschmack im höchsten Grade; dagegen gaben ein paar Tropfen davon auf ein Tuch gebracht, diesem für einige Tage einen angenehm würzigen Duft. Die sonstigen Weine des Kellers waren fast alle einfache Elsässer Landweine. Ich glaube, wenn man dem Weinbau im Elsaß noch mehr Sorgfalt widmete, könnte man noch viel bessere Ware erzeugen, als es heute der Fall ist. Da wäre, meines Erachtens, noch ein sehr beachtenswertes Feld für lohnende Verbesserungen.

Die Jahre, welche ich in Straßburg zubrachte, von 1872 bis 1883, waren ruhige und glückliche zu nennen und — ich glaube mich nicht zu irren — wir wären mit der inneren Angliederung wenigstens des Elsaß an das alte deutsche Mutterland viel weiter gekommen, wenn wir das ruhige, feste, zielbewußte Regiment des ersten Oberpräsidenten der Reichslande, des Herrn v. Möller, ihm möglichst lange belassen, oder ganz in seinem Sinne weiter geführt hätten. Noch besser wäre es meiner Meinung nach gewesen, wenn man das Elsaß an Bayern und Baden verteilt und Preußen die Sorge für Lothringen zugewiesen hätte. Soweit ich erfahren habe, soll Bismarck s. Z. überhaupt nicht für die Annexion von Lothringen gewesen sein, der Ansicht v. Moltkes aber, wenn auch ungerne, nachgegeben haben. Bei einer solchen Verteilung wären ja die anderen größeren deutschen Staaten, insbesondere Sachsen und Württemberg, freilich leer ausgegangen. Aber, kann man fragen, ist es denn immer ein Gewinn für das Glück eines Staates und seiner Bewohner, wenn er sich an Land und Leuten vergrößert? Ich meine, mit diesen Vorstellungen müssen wir einmal aufräumen, namentlich mit allen gegenseitigen Eifersüchteien im Deutschen Reiche selbst. Da muß es heißen: Erst Deutschland, dann Baden, Mecklenburg, Sachsen, Preußen usw.! Leicht hätte man Württemberg mit den Hohenzollernschen Landen und Sachsen, da eine geographische Entschädigung nicht gut tunlich war, durch einen höheren Anteil an der Kriegsentschädigung zufriedenstellen können. Der Einwand, daß der König von Preußen als Hohenzoller nicht gut seine Hohenzollernschen Lande hätte abtreten können, wurde hinfällig, seit er nicht nur König von Preußen war, sondern auch die deutsche Kaiserkrone trug.

Was die Frage der Belassung Lothringens mit Metz an Frankreich anlangt, so entsinne ich mich einer mir sehr interessanten Unter-

redung, welche ich bei einem meiner Besuche in Paris mit einer größeren Anzahl französischer Kollegen hatte. Das Gespräch war auf die Politik gekommen. Allgemein, von französischer, wie von deutscher Seite — es waren außer mir noch einige Deutsche anwesend — bedauerte man, daß unleugbar ein gespannter Zustand zwischen Deutschland und Frankreich bestehe. Ich bestritt, daß die Aktivität der Spannung auf deutscher Seite vorhanden sei. Man erwiderte mir, Deutschland halte aber das eine Ende des gespannten Kabels fest, das sei Metz mit Deutsch-Lothringen. Man möge das an Frankreich zurückgeben, das sei französisches Blut- und Sprachgebiet, dann würde die Spannung aufhören und zwischen Frankreich und Deutschland werde sich ein offenes, gutes Verhältnis herstellen lassen. Das Elsaß, das gebe man in Frankreich zu, sei deutsches Blut- und Sprachgebiet, dessen Verlust man verschmerzen werde. Wir haben lange über dieses nach Ort, Zeit und Teilnehmern heikle Thema gesprochen, auch mit voller Wärme, aber rein sachlich¹. Ich kann nicht leugnen, daß ich eine Lösung der Spannung auf dieser Basis und dann ein Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland gern gesehen hätte. Frankreich mit Deutschland im Bunde könnte der Welt die Ruhe bringen und gebieten! —

Möller verblieb leider nicht lange an der Spitze der Verwaltung Elsaß-Lothringens. Es hieß, daß er mit Bismarck in Mißhelligkeiten gekommen sei. Mir ist nichts Näheres darüber bekannt geworden. v. Möllers Nachfolger wurde der Feldmarschall v. Manteuffel, dem man als Alter Ego in Zivilverwaltungssachen den Staatssekretär Herzog zur Seite gab. Es war dies, wie sich bald herausstellte, eine ungünstige Lösung. v. Manteuffel war in den eigentlichen Verwaltungsgeschäften der Lage nicht gewachsen, mochte aber doch sich Herzog nicht in allen Dingen fügen, so daß Einer den Anderen hemmte. Er suchte dann auf der anderen Seite sich bei den Elsässern populär zu machen, griff aber mit seiner Art dabei doch fehl. Eine kleine Anekdote möge zur Beleuchtung dieser Dinge hier mitgeteilt

¹ Es war mir sehr interessant, etwa ein Jahr nach der Niederschrift dieser Zeilen in dem Buche Otto Hammanns: „Um den Kaiser“, Berlin 1919, Verlag von Reimar Hobbing, S. 44, zu lesen, daß der Verfasser oft aus französischem Munde ähnliche Äußerungen gehört habe. Die hier mitgeteilte Meinung scheint demnach in Frankreich weitere Verbreitung gehabt zu haben.

sein. Der Feldmarschall pflegte öfters in einem Baumgange in der Nähe der Orangerie bei Straßburg zu spazieren. Der Gang führte zu einer kleinen, bürgerlichen Wirtschaft, bekannt unter dem Namen „Bäkehiesel“. Dort begegnete er eines Tages einem biederen Straßburger Handwerksmeister, redete ihn freundlich an und beide wandelten im Gespräch einige Male auf und ab. Als sie wieder in die Nähe des Bäkehiesels kommen, klopft der Straßburger mit einem Male dem Marschall zutraulich auf die Schulter und sagt: „Wie wärsch, wenn mer im Bäkehiesel noch 'en Schoppen trinke täten?“ Was aber freundlichst abgelehnt wurde. — Gewiß, Manteuffel hatte die besten Absichten, aber die Art, wie er sie zu verwirklichen suchte, war nicht die richtige.

Nachher hat man oft mit dem Statthalter, der bald die Bezeichnung „Oberpräsident“ ersetzte, gewechselt. Der eine versuchte es mit der festen, der andere mit der milden Hand; aber Niemand kam dem Ziele, Elsaß-Lothringen sich als Glied des Deutschen Reiches fühlen zu lassen, näher, ja es muß zugestanden werden, wir waren diesem Ziele unter v. Möller näher als später unmittelbar vor Kriegsausbruch. Woran lag das? Ich will versuchen, darauf eine Antwort zu geben, soweit ich darüber etwas sagen kann.

Der Hauptgrund lag meines Erachtens in der Zwitterstellung des Landes, verbunden mit der Zusammenschweißung zweier so völlig verschiedener Volksstämme, wie der echt alamannisch-deutschen Elsässer und der frankogallischen Lothringer. Dadurch, daß Elsaß-Lothringen nicht als vollberechtigter Bundesstaat an Deutschland angegliedert wurde, blieb sowohl bei seinen Bewohnern, wie auch bei den Franzosen der Gedanke bestehen, daß die ganze Sache doch nur ein Provisorium sei, daß schließlich doch einmal der Tag kommen werde, an welchem das Reichsland wieder mit Frankreich vereinigt werden würde. Anders wäre es gewesen, wenn man Elsaß-Lothringen in der vorhin angegebenen Weise verteilt hätte, oder es dem größten Bundesstaate von vornherein einverleibt hätte, oder endlich, als vollberechtigten Bundesstaat mit eigener Regierung an Deutschland alsbald angegliedert hätte; jedenfalls hätte man sich damit der Sympathien der elsässischen Bevölkerung für Deutschland am meisten versichert. So wie es tatsächlich eingerichtet wurde, schuf man sich für die Verwaltung die denkbar schwierigste Lage, der ein Mann

von Möllers Verwaltungskraft noch gewachsen war, die mit der Zeit jedoch immer schwieriger werden mußte. In der Beamenschaft des Reichslandes befanden sich Männer aus allen Teilen Deutschlands, vorzugsweise jedoch aus Preußen, von denen ein Teil wenigstens dem elsässischen Wesen fremd blieb. Ich will gewiß nicht sagen, daß die aus Preußen, selbst aus dem viel angefeindeten Ostelbien stammenden Beamten, weniger tüchtig und weniger guten Willens gewesen seien, als etwa die aus Süddeutschland stammenden. Der Brandenburger, Pommer, Schlesier, West- und Ostpreuße steht in Nichts dem Deutschen aus den übrigen Teilen des Reiches nach; er ist ebenso tüchtig, pflichtgetreu und wohlwollend wie die West- und Süddeutschen, er hat jedoch eine andere Art sich zu geben, die dem Süddeutschen und besonders auch dem Elsässer fremd bleibt, so daß Mißverständnisse leichter aufkommen und schwerer beseitigt werden. Durch die in Preußen seit langem eingeführte straffe militärische Durchbildung eines großen Teils des Volkes ist ein Ton in die Beamtenwelt, namentlich auch in die untere, die mit dem Volke am meisten in Berührung steht, gekommen, den ich als „Kommandoton“ bezeichnen möchte, der sicherlich nicht verletzen will, leicht jedoch bei Allen, denen er völlig fremd ist, so wirken kann.

Es ließ sich leicht feststellen, daß die Süddeutschen im Elsaß beliebter waren als die Norddeutschen, insbesondere die Preußen. In Straßburg lag damals auch ein württembergisches Regiment in Garnison; wenn dieses mit seiner Musik an der Spitze durch die Straßen marschierte, dann kamen die Bewohner gern an die Fenster und vor die Türen und man sah es ihren Mienen an, daß sie sich über das Regiment freuten; hier und da wurde auch ein freundlicher Gruß zugewinkt. Anders, wenn das preußische Regiment entlang zog; da bemerkte man kaum etwas von einer Teilnahme. Die Süddeutschen hatten es eben mit den stammverwandten Elsässern leichter, schon der Sprache wegen; aber auch in ihrer ganzen Art sich zu geben und mit den Elsässern zu verkehren lag etwas Annäherndes an die elsässische Weise. Das hätte man beizeiten bedenken und namentlich alle Beamten, die unmittelbar mit dem Volke verkehren, indessen auch die Kreisdirektoren und die überwiegende Mehrzahl der höheren Beamten, den Statthalter an der Spitze, aus Süddeutschland wählen sollen. Ebenso die im Elsaß garnisonierenden Regimenter; dann

wäre sicherlich die unliebsame Zaberner Affäre, die durch die verkehrte Art, wie sie militärischerseits behandelt wurde und wegen eines „Wackes“ die ganze Welt aufregte, wohl nicht so aufgebauscht worden. Grundsätzliche Behandlung der Dinge ist ja sicher gut; man muß aber zu unterscheiden wissen; das ist hier nicht geschehen. Nicht immer muß bei Zusammenstößen zwischen Bürgertum und Wehrmacht in Friedenszeiten die Militärpartei die Dinge nach dem Schema „F“ bis zum äußersten treiben. Das sei ihr in Kriegzeiten, bei ernster Sachlage, gern zugestanden; aber bei solchen Anlässen, wie seinerzeit in Zabern, hätte das militärische Ansehen nichts eingebüßt, wenn man den jungen Offizier — er ist inzwischen für sein Vaterland gefallen, Ehre seinem Andenken! — in der Stille für ein paar Wochen beurlaubt und nachher in eine andere Garnison versetzt hätte.

Was macht uns Preußen denn vielfach so unbeliebt bei anderen Volksstämmen, süddeutsche Reichsbrüder nicht ausgenommen? Es ist, wie vorhin erwähnt, ein gewisser befehlshaberischer Ton mit einer Färbung „von oben herab“, der uns militärisch anerzogen ist und leicht in wenig angenehmer Weise hervortritt, wenn Jemand, der dazu befugt ist, eine Anordnung gibt. Bei uns betrachtet jeder Beamte von der untersten Stufe an, und auf dieser Stufe gewöhnlich am ausgesprochensten, Alle, zu denen er als Anordner zu sprechen hat, als seine Untergebenen und dabei kommt dann, vielfach ihm selbst unbewußt, der Ton heraus. Er will ja damit auch gar nicht verletzen; aber er verletzt doch Jeden, der diesen Ton nicht gewohnt ist. Wir Preußen, namentlich die Ostelbier und Berliner, empfinden das nicht so; wir sind's gewohnt, wissen auch, daß der Anordnende nicht verletzen will; aber ein Süddeutscher und insbesondere ein Elsässer versteht das nicht. Ich erwähnte bereits, wie unangenehm mir die Art auffiel, mit der der damalige Universitätsrichter bei meiner Immatrikulation in Berlin verfuhr; sicherlich hat er dabei nicht gedacht, daß er damit anstoße. Wie oft hat es mich schon verdrossen, wenn ich hören mußte, in welchem Tone vielfach unsere Schutzleute ihre gewiß berechtigten Anordnungen trafen. Viel williger wären diese sicherlich befolgt worden, wenn eine andere Tonart angeschlagen worden wäre. Wer, wie ich, gesehen hat, in wie einfacher Weise durch Erheben und Signalisieren mit ihrem Stabe auf dem Broadway

in New-York die Polizeimannschaften die gewaltige Menschenflut leiten und alles ruhig und richtig vor sich geht, der lernt begreifen, daß es auch noch eine andere Weise gibt, die Menschen zu leiten als die oft bei uns beliebte.

Es ist merkwürdig, daß die Süddeutschen, selbst wenn sie einmal im Ärger harte Töne anschlagen, damit nicht so verletzend wirken. Ohne meinen bayerischen Reichsbrüdern zu nahe zu treten, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß man dort in „Dur“ ebenso gut zu sprechen versteht, wie in „Moll“, vielleicht noch besser; aber das wirkt dort nicht so verletzend. Das liegt meines Erachtens darin, daß dabei das Register „von oben herab“ fehlt, was die preußischen Befehle so oft begleitet. Es wäre sicherlich zu wünschen, daß wir dieses Register außer Spiel setzten; unsere mit Recht vielgerühmte preußische Ordnung würde dadurch nicht verlieren, unser Ansehen daheim und draußen nur gewinnen!

Die hier vertretene Ansicht, Elsaß-Lothringen wäre am besten an Deutschland geknüpft worden durch die Einverleibung teils in süddeutsche Staaten, teils (und zwar Lothringen), in Preußen, hatte ich mir während meines Straßburger Aufenthaltes gebildet und habe sie bis in den Weltkrieg hinein festgehalten. Sie wurde von vielen Straßburger Kollegen geteilt. Andere waren der Ansicht, daß man dem eroberten Gebiete gleich volle Selbstverwaltung, ja, die Autonomie hätte geben sollen. Jetzt, nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges, frage ich mich, ob nicht ein schon vor dem Kriege bestehendes autonomes Elsaß, selbst mit dem hinzugelegten Teile Lothringens, das beste gewesen wäre? Sicherlich war die Lage der Dinge, wie sie unmittelbar vor dem Kriege von 1914 bestand, das Reichsland Elsaß-Lothringen, für uns die ungünstigste.

Auch während des Krieges ist unsererseits durch viele unnötige und hart empfundene Maßnahmen die Anhänglichkeit an Deutschland, die schon in manchen elsässischen Kreisen gewonnen war, wieder stark zurückgedämmt worden. Den Wünschen der Elsaß-Lothringer würde es auch jetzt noch, nachdem sie, wie die Franzosen und französisch gesinnte Elsässer euphemistisch sagen, dem „Mutterlande“ wieder gewonnen sind, am meisten entsprechen, wenn Elsaß-Lothringen, oder doch das Elsaß, einen besonderen Staat, vielleicht mit Anschluß an die Schweiz, bildete. Die Liebe zum galloromanischen

„Mutterlande“ hat sich, wie die neuesten Kundgebungen zeigen, merklich abgekühlt.

Ehe ich meine Erinnerungen an Straßburg und an das Elsaß abschließe, noch einige Zeilen über Land und Leute, die ich in mein Tagebuch niederschrieb, als ich 1883 von Straßburg Abschied nahm. Es hieß dort:

„Gut erinnere ich mich noch des Augenblicks, in dem ich 1872 bei meiner Einreise in das Elsaß von fern das Straßburger Münster zum ersten Male erblickte; es war ein freundlicher, schöner Frühlingstag. Seither ist mir der hochragende Münsterturm immer als das Wahrzeichen einer neuen Heimat erschienen. — Seit ich selbst Angehöriger des Elsaß war, begreife ich die Liebe der Elsässer für ihr Heimatland; ich habe Land und Leute hochschätzen und lieben gelernt. Lothringen ist mir weniger zusagend erschienen; es ist ein deutlicher Unterschied zwischen beiderlei Land und Leuten. — Schlicht und bieder in dem vollen Sinn, wie der Norddeutsche in Hannover, Braunschweig, Westfalen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein u. a. ist der Elsässer nicht. Es mischt sich in seinen sonst echt deutschen Charakter etwas mehr Berechnung und Wahrnehmung eigenen Vorteils, ich möchte sagen, etwas mehr von der Deutsch-Schweizerart. Das hat, meines Erachtens, nicht etwa die Berührung mit den Franzosen zuwege gebracht, es liegt in der ursprünglichen Natur des Volkes. Es tut dies aber dem Werte der Leute keinen Eintrag, da es nie in unangenehmer Weise hervortritt und ein Wort stets als Wort gehalten wird, so daß nirgends in deutschen Landen größere Ehrlichkeit in Handel und Wandel gehalten wird, als im Elsaß. Dabei sind Sinn und Sitte der Leute einfach, treu dem Angerbeten, von dem sie nur ungern lassen. Sie haben alle einen mehr oder minder glücklich sich äußernden derben Humor, der derselbe geblieben ist, wie zu den Zeiten der Fischart, Sebastian Brant und ~~Arnold~~; man vergleiche auch „Arnolds Pfingstmontag“. Sie vertragen diesen satirischen Humor ebenso leicht, als sie ihn für Andere verwenden; jedoch muß man als Nicht-Elsässer schon ihr Vertrauen gewonnen haben, wenn sie ungescheut sich preisgeben und den gleichen Ton auch von anderer Seite annehmen sollen. Ich darf von mir wohl sagen, daß ich mir dies Vertrauen erworben hatte. Der Sinn für Titulaturen, Zeremoniell und dergleichen, der namentlich im

nordöstlichen Deutschland, aber auch in Deutsch-Österreich so stark hervortritt, ist im Elsaß unbekannt; nirgends tritt die Überflüssigkeit eines „Geheimrat“, eines Wohlgeboren, Hochwohlgeboren und Hochgeboren, so wie das Festkleben am „Leutnant“, wenn man es zum Leutnant der Reserve gebracht hat, mehr hervor, als wenn man eine Zeitlang unter den Elsässern gelebt hat. Sie verfallen dabei nicht etwa in ein auffälliges Gegenteil; auch sie halten etwas auf Rang und Stand, nehmen eine Auszeichnung, wie etwa einen Orden, gern an, machen aber nicht bei jeder Gelegenheit für die Außenwelt Gebrauch davon. Sehr wohltuend berührte mich bei ihnen die Wertschätzung des Menschen als solchen und die Art des Verkehrs zwischen Hoch- und Niedriggestellten, zwischen Herren und Dienern; man kennt dort weder Herablassung noch Unterwürfigkeit, wobei Jeder doch zu seinem Recht kommt und sich seiner Stellung wohl bewußt ist. Daß man bei uns Jemandem die „Leutseligkeit“ als besonderes Verdienst preist, das wird dort kaum verstanden. Angenehm berührt dort auch der Friede zwischen den verschiedenen Konfessionen, der übrigens zu meiner Jugendzeit, in Westfalen wenigstens, auch herrschte. Die Leute leben gern gut, verschwenden aber nicht. Sie haben es eben und knausern damit nicht. Ein angenehmer Wohlstand geht fast durchs ganze Land; so kommt es auch, daß die Auswüchse des Sozialismus dort nicht Boden fassen. Körperlich finden wir bei beiden Geschlechtern im Durchschnitt einen schönen und kräftigen Schlag. Auffallend ist die große Zahl schöner und stattlicher Frauen in und um Straßburg.“

Unter den jüngeren Professoren, die damals nach Straßburg berufen wurden, trat bald Friedrich Althoff hervor, nicht in seiner Eigenschaft als Universitätslehrer oder als Forscher auf dem von ihm vertretenen Gebiete (französisches Recht), sondern als Beamter. Althoff war damals Assessor und dem Oberpräsidium zugeteilt. Wir Professoren merkten bald die Hand Althoffs in allen Universitätsangelegenheiten, bei denen die Regierung in Frage kam, und es dauerte nicht lange, bis es klar wurde, daß man seitens der Regierung vorzugsweise und gern seinen Ansichten folgte. Der bedeutende, zielbewußte und geschickte Verwaltungsbeamte, als der Althoff sich in seiner späteren Stellung als Ministerialdirektor der Unterrichtsabteilung des Preußischen Kultusministeriums erwies, trat

schon in Straßburg in seinen Grundlinien hervor. Bei der medizinischen Fakultät in Straßburg erwarb sich allerdings Althoff damals keine Beliebtheit, da er bei den vielfachen Reibereien zwischen ihr und dem Bürgerspital mehr die Interessen des letzteren zu vertreten schien.

Während meiner Lehrtätigkeit in Straßburg bot sich mir, außer der vorhin schon erwähnten Möglichkeit, der Wiener Universität anzugehören, noch zweimal Gelegenheit, in den Lehrkörper einer anderen Universität einzutreten und zwar 1878 nach Bischoffs Emeritierung als dessen Nachfolger in München und bereits 1874, nach meines Freundes Max Schultzes Tode, in Bonn. Ich kann nicht leugnen, daß beide Gelegenheiten mich sehr beschäftigten. Besonders verlockend war mir die Nachfolge Max Schultzes, und es schien auch der Preußischen Unterrichtsverwaltung daran gelegen zu sein, mich in Bonn anzustellen. Wenigstens wurde mir von dem damaligen Referenten in dem genannten Ministerium, Professor Göppert jun., eröffnet, daß man mich bestimmt berufen werde, falls die Reichsregierung mich freigegeben würde. Bei der zuständigen Reichsstelle sagte man mir, daß man mich zwar nicht freigegeben könne, daß ich mich jedoch als von Preußen aus berufen ansehen solle und meine Bedingungen für mein Verbleiben in Straßburg stellen möge. Diesem Entgegenkommen war nicht zu widerstehen; ich sprach den berechtigten Wunsch aus, daß man mich in meinem Gehalte mit den vor mir nach Straßburg berufenen Fakultätskollegen gleichstellen möge, was glatt bewilligt wurde; in fünf Minuten war die Sache entschieden; ich blieb in Straßburg.

Ich wäre, das merkte ich bald, je länger ich nun da war, gern für meine Lebenszeit dort geblieben, wenn es sich zum dritten Male nicht um Berlin gehandelt hätte, wo mir ein so viel höheres Einkommen aus meiner Lehrtätigkeit sicher war, daß ich im Interesse meiner Familie nicht anders handeln konnte, als die mir angetragene Stelle anzunehmen. Ich erhielt als erste Nachricht bald nach Pfingsten 1883 einen Brief Henles, worin er mir mitteilte, daß Reichert zurücktreten werde und daß man plane, mich an dessen Stelle zu berufen; zugleich riet er mir, den Ruf anzunehmen. Einige Wochen später teilte mir Rudolf Virchow mit, daß die Berliner Fakultät mich einstimmig zum Nachfolger Reicherts vorgeschlagen habe.

Am 14. Juli kam dann ein Telegramm Althoffs, der damals schon Referent für die Personal-Angelegenheiten im Kultusministerium war, in welchem er mich einlud, nach Baden-Baden zu kommen, um mit ihm über die Annahme der Berliner Stelle zu verhandeln. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde unter Blitz und Donner eines ungewöhnlich heftigen Gewitters, im Bayerischen Hofe zu Baden-Baden die Angelegenheit erledigt und zu einem für beide Teile befriedigenden Ende geführt. Die Verhandlungen verliefen um so glatter, als beide Teile ja persönlich bereits seit Jahren einander bekannt waren. Ich hatte hinreichend Gelegenheit, mich von der Umsicht Althoffs und von seinem Geschick, wie er alles vorgesehen hatte und Schwierigkeiten zu ebnen wußte, vollauf zu überzeugen. Es tat mir wohl, zu erfahren, daß Althoff bemüht war, meinem alten Lehrer Reichert, den ich noch bei dessen Lebzeiten zu ersetzen berufen wurde, das Scheiden aus seinem Amte möglichst zu erleichtern. Er fragte mich um meine Ansicht, wie das wohl am besten zu erreichen sei. Da ich Reichert und dessen Neigungen genau kannte, so wurde mir die Antwort nicht schwer. Ich schlug vor, Reichert die Direktion des großen vergleichend-anatomischen Museums, welches wesentlich von Rudolphi und Johannes Müller begründet und im Universitätsgebäude untergebracht war, zu belassen und ihm dort den ihm vertrauten Präparator Wickersheimer und einen Diener beizugeben. Ich lege, sagte ich, vor der Hand keinen Wert darauf, diese Sammlung in Leitung zu übernehmen; mir möge das Anatomische Institut, welches unter Reicherts Leitung im Garten der Tierärztlichen Hochschule 1868 erbaut worden war, übertragen werden; ich sei außerdem gern erbötig, falls Reichert Wert darauf lege, ihm dort einige Zimmer nebst der nötigen Dienerhilfe zur Verfügung zu stellen. Althoff dankte mir, noch mehr aber Reichert, dessen geheimsten Wünschen ich mit diesen Vorschlägen entgegengekommen war; ich wußte ja, wie sehr er an dem vergleichend-anatomischen Museum hing und es war mir eine große Freude, auf diese Weise ihn ohne Bekümmernis aus seiner bisherigen Stellung scheiden zu sehen. Als wir uns im Oktober 1883 in Berlin zum ersten Male wiedersahen, fiel er mir um den Hals und sagte in seinem unverfälschten ostpreußischen Dialekte: „Waldeyer, Sie sind ein Ängel!“

So lange es uns beschieden war, noch zusammen zu bleiben, ver-

kehrten wir in gegenseitigem freundschaftlichem Vertrauen. Reichert las im Wintersemester ein Kolleg über die Anatomie des Gehirns und gab einen mikroskopisch-anatomischen Übungskursus, wobei ihm Wickersheimer behilflich war, beides im Anatomischen Institut, so daß wir uns täglich dort begrüßten. Er liebte es, nach diesem Kursus noch ein Plauderviertelstündchen auf dem Sofa in seinem Zimmer mit mir abzuhalten, während er behaglich eine Zigarre rauchte. Doch nicht lange mehr sollte es so bleiben. Im Dezember sagte eines Tages Reichert bei unserer Unterhaltung, er fühle sich heute so schwach, daß er sich nicht getraue, allein die Treppe zu seiner Wohnung, die im benachbarten Verwaltungsgebäude der Tierärztlichen Hochschule gelegen war, hinaufzugehen; ich möge ihm den Anatomieinspektor Gellzuhn zu seiner Unterstützung mitgeben. Diese Schwäche mußte meinen alten Lehrer und Kollegen plötzlich überfallen haben, denn er hatte noch vorher seine Vorlesung gehalten. Wir sprachen noch eine Weile, dann reichte mir Reichert bewegt die Hand, es war unser letzter Händedruck. Der Inspektor berichtete mir, er habe Reichert fast mehr die Treppe hinauftragen müssen, als ihn führen. Zwei Tage darauf suchte ich Reichert in seiner Wohnung auf, um mich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen und ihn, wenn möglich, selbst zu sehen und zu sprechen; es wurde mir aber mitgeteilt, er sei zu schwach, um noch Jemanden empfangen zu können. Wenige Tage darauf, am 21. Dezember 1883, erlöste ihn der Tod.

Ich übernahm nun auch die Verwaltung des Museums in der Universität, hatte aber nur die Aufgabe, dasselbe aufzulösen und auf die einzelnen Universitätsinstitute zu verteilen, die an den dort angesammelten Schätzen Interesse hatten, da die Universität die Museumsräume dringend zur Erweiterung ihrer Vorlesungssäle benötigte. Außer der Anatomischen Anstalt kamen in Betracht das Zoologische Museum und das Zoologische Institut, beide in erster Linie. Dann das Pathologische Institut und das Geologisch-paläontologische Institut. Es war keine kleine Arbeit, die Verteilung gemäß den Wünschen der einzelnen Institutsleiter durchzuführen, und ich muß hier rühmend der Tätigkeit meines Kollegen und Prosektors am Anatomischen Institute, Robert Hartmann, gedenken, der mit Hilfe des sehr erfahrenen und zuverlässigen Präparators Wickersheimer in verhältnismäßig kurzer Zeit die Überführung erledigte.